

**Hamburger Jüdinnen und Juden,  
die im Getto Lodz oder im Vernichtungslager  
Kulmhof am Ner (Chelmno nad Nerem)  
ermordet worden sind**

**Auswahl aus den Bänden  
„Stolpersteine in Hamburger Stadtteilen.  
Biographische Spurensuche“**

Projektleitung: Dr. Beate Meyer/Dr. Rita Bake  
Redaktion: Johannes Grossmann

Herausgegeben von  
dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden,  
der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg,  
und den Bücherhallen Hamburg

**anlässlich der Ausstellung  
Das unbekannte Vernichtungslager  
Kulmhof am Ner (Chelmno nad Nerem)  
Geschichte und Erinnerung**

Hamburg, Oktober 2013

Gestaltung: Andrea Orth

## **Inhalt**

### **Einleitung**

Von Hamburg ins Getto „Litzmannstadt“ (Lodz)

### **Altona-Altstadt**

Familie Lichtheim

### **Barmbek-Süd**

Familie Bezen

Else Geiershoefer

Familie Levisohn

### **Bergedorf**

Brigitte und Irma Friedländer

### **Borgfelde**

Johanna Steiner

### **Eimsbüttel / Hoheluft-West / Sternschanze**

Familie Beer

Familie Cremer

Betty Holstein und Ellen Kämpfer

Familie Lefebvre

Sylvia Mitz

Familie Rothenburg

Bella Spanier

Anna und Gusti Zucker

### **Eppendorf / Hoheluft-Ost**

Gerda und Paula Boas

Familie Braunschweiger

Alice Feldmann

Martha Frankenstein und Familie Katz

Irma Holländer

Fritz und Rosa Kahn

Ruth Neuhaus

Richard Rosenstern

## **Hamm**

Erna Kisch  
Familie Levisohn  
Maximilian Nagel  
Mindel Saalfeld

## **Harburg-Altstadt**

Alfred Gordon  
Familie Walzer

## **Harvestehude / Isestraße**

Familie Freimuth  
Laura und Walter Heldberg  
Else und Lambert Leopold  
Familie Rosenkranz  
Alfriede und Kurt Wagener

## **St. Pauli / Sternschanze**

Martha Ehrenbaum  
Familie Hauptmann  
Lea Norden  
Familie Rosenthal

## **Wandsbek / Marienthal**

Familie Beith

## **Winterhude**

Familie Gersztenzang  
Familie Luca  
Leo und Edith Schneeroff

Quellen

Einleitung

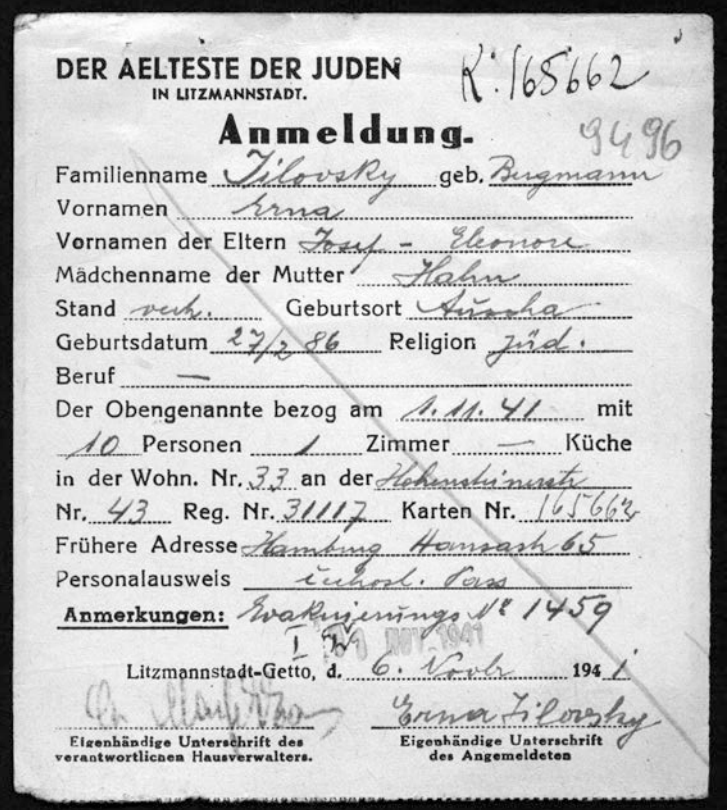
## Von Hamburg ins Getto „Litzmannstadt“ (Lodz)

**Am 25. Oktober 1941**, einem Samstag, verließ kurz nach 10 Uhr vormittags vom Hannoverschen Bahnhof aus, von dem heute nur noch Reste in der neuen Hafencity existieren, ein Zug mit 1034 Personen Hamburg. In diesem befanden sich Jüdinnen und Juden, die allermeisten von ihnen kamen aus Hamburg, einige waren aus anderen norddeutschen Orten.

Sie waren nicht freiwillig auf die Reise gegangen. Die beschönigend als „Evakuierung“ deklarierte Fahrt war eine Deportation ohne Wiederkehr. Das Ziel, das den Verschleppten verheimlicht worden war, war die polnische Industriestadt Lodz. Nach dem Überfall auf Polen im September 1939 hatten es die deutschen Besatzer zu Ehren eines preußischen Generals und NSDAP-Mitgliedes, Karl Litzmann, in „Litzmannstadt“ umbenannt. Ein Teil des Stadtgebietes hatten sie als Getto abgeriegelt. In dieses bald völlig überfüllte Gebiet wurden in den folgenden Jahren neben einheimischen auch Tausende von Juden aus dem sog. Altreich gepfercht. Oft mussten sich acht, zehn oder mehr Menschen ein einziges Zimmer und ohne Küche teilen.

Den deutschen Besatzern ging es einerseits um die Ausbeutung der Arbeitskraft ihrer Opfer in der Textilindustrie, die traditionell in Lodz ansässig war. Darüber hinaus aber stellte das Getto Lodz, wie auch die an deren Gettos im Osten, die als Deportationsziele

Johannes Grossmann  
Arbeitsgruppe  
„Stolpersteine in  
Hamburg-Eppendorf.  
Biographische  
Spurensuche“



DER ÄLTESTE DER JUDEN  
IN LITZMANNSTADT. K: 165662

**Anmeldung.** 9496

Familienname Jilovsky geb. Bugmann  
Vorname Erna  
Vorname der Eltern Frau - Eleonore  
Mädchenname der Mutter Hahn  
Stand verh. Geburtsort Wiescha  
Geburtsdatum 27/2 86 Religion jüd.  
Beruf —  
Der Obengenannte bezog am 1.10.41 mit  
10 Personen 1 Zimmer — Küche  
in der Wohn. Nr. 33 an der Hohenzollernstr.  
Nr. 43 Reg. Nr. 31117 Karten Nr. 165662  
Frühere Adresse Hamburg Hamnsh 65  
Personalausweis evak. Pass  
**Anmerkungen:** Evakuierungs Nr 1459  
1.10.1941  
Litzmannstadt-Getto, d. 6. Okt. 1941  
Eigenhändige Unterschrift des verantwortlichen Hausverwalters. [Signature]  
Eigenhändige Unterschrift des Angemeldeten Erna Jilovsky

Anmeldekarte für Erna Jilovsky im Getto Lodz  
Archivum Panstwowe, Lodz

für deutsche Juden ausgesucht worden waren, eine Sammelstelle und Zwischenstation zum Weitertransport in eines der Vernichtungslager dar. Wer nicht dem Hunger, der Krankheit, der Kälte im Winter, der seelischen Not erlag oder wer zu schwach geworden war, noch einer Arbeit nachgehen zu können, musste damit rechnen, eines Tages den Befehl zu bekommen, sich an einem der Sammelplätze einzufinden und „ausgewiesen“ bzw. „ausgesiedelt“, d. h. zur Ermordung abtransportiert zu werden.

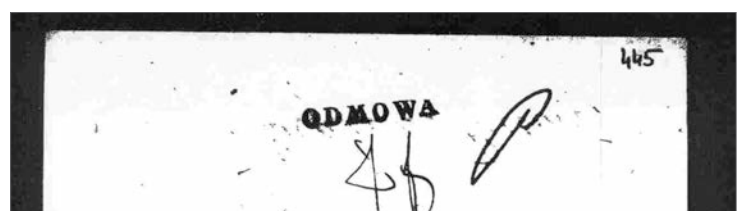
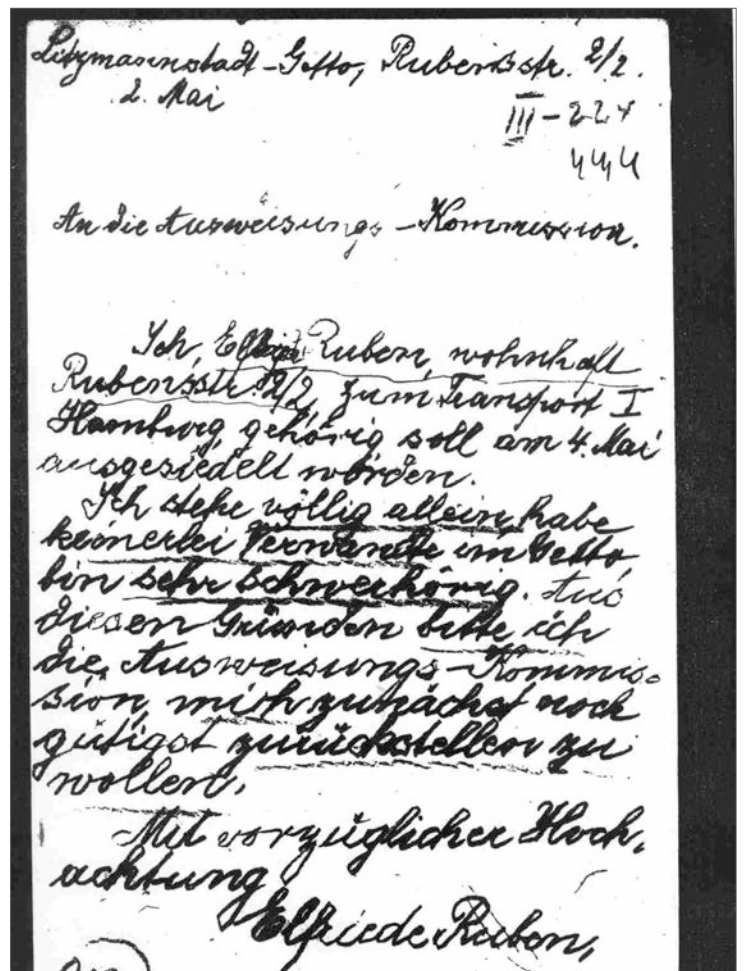
Die Vernichtungsstätte für die Juden des Gettos Lodz lag siebzig Kilometer entfernt in dem Dorf Chelмно, umbenannt im Kulmhof. Die Opfer wurden dort in speziell umgerüstete geschlossene Lastwagen gefracht und, während sie zu den Massengräbern gefahren wurden, mit den Auspuffgasen getötet. Wer nach Chelмно kam, hatte keine Überlebenschance.

Im Archiv von Lodz werden u.a. Hunderte von Briefen an die „Aussiedlungskommission“ des Gettos aufbewahrt. An diese Stelle richteten sich diejenigen, die den „Aussiedlungsbefehl“ erhalten hatten. Flehentlich baten sie, doch von der Ausweisung absehen zu wollen. Diese Briefe sind erschütternde Zeugnisse der Erniedrigung von Menschen und des verzweifelten Kampfes um das Überleben. Die meisten der Bittbriefe sind mit dem polnischen Wort „ODMOWA“ abgestempelt – abgelehnt.

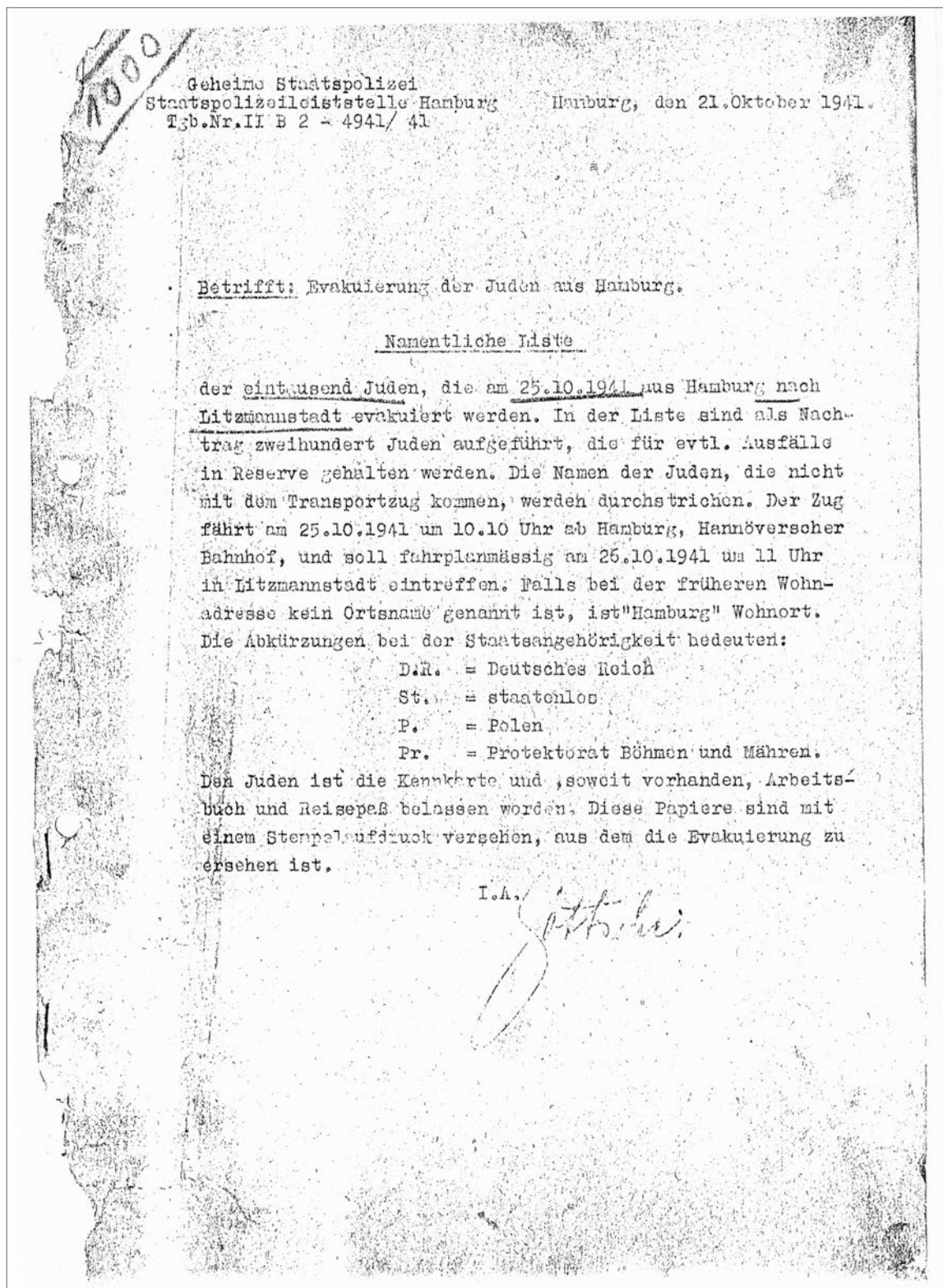
Am 20. Mai 1940 waren vom Hannoverschen Bahnhof im östlichen Hafengebiet, von dem heute nur noch Reste existieren, bereits 910 Sinti und Roma aus Hamburg, Schleswig-Holstein und Bremen nach Belzec im besetzten Polen deportiert worden.

Der Deportationszug vom 25. Oktober 1941 blieb der einzige, der Hamburger Jüdinnen und Juden von hier nach Lodz brachte. Es folgten bis zum 14.2.1945 noch weitere 16 Deportationen: zwei nach Minsk, eine nach Riga, zwei nach Auschwitz, elf nach Theresienstadt, sie betrafen fast 6.000 Menschen. Die großen Deportationen im Herbst/Winter 1941 starteten alle am Hannoverschen Bahnhof, den Blicken der Öffentlichkeit weitgehend entzogen. Heute erinnert die Ausstellung „In den Tod geschickt“ in einem Info-Pavillon vor Ort an dieses Geschehen.

Der Brief Elfriede Rubens vom 2. Mai 1942 an die „Ausweisungskommission“ des Gettos Lodz (Vor- und Rückseite) USHMM



**Auf Befehl** der Geheimen Staatspolizei/Staatspolizeileistestelle Hamburg hatten sich die Hamburger Jüdinnen und Juden am Tag vor ihrer Deportation im Logenhaus an der Moorweidenstraße einzufinden, wo sie registriert und ihr Gepäck penibel kontrolliert wurde. Am Morgen ihres Abtransportes wurden sie mit Lastwagen zum Bahnhof gebracht.



Deckblatt zur Deportationsliste vom 25. Oktober 1941  
Stahh

II B 4

Litzmannstadt, den 24.10.41

1.) FS.  
An den  
Inspekteur der Sipo und des SD

in P o s e n Dringend!  
Sofort vorlegen!  
Betr. : Evakuierung von Juden in das Ghetto Litzmannstadt.  
Vorgang: Bekannt

Der am 26.10.41 hier aus Hamburg eintreffende Judentransport wird sich wie folgt zusammensetzen:

1.) Anzahl der Familien	235		
2.) Anzahl der ledigen Juden	187		
3.) Anzahl der ledigen Jüdinnen	267		
4.) Altersgliederung:			
von 1 – 5 Jahren	31 Personen	von 36 – 40 Jahren	54 P.
" 6 – 10 "	27 "	" 41 – 45 "	110 "
" 11 – 15 "	32 "	" 46 – 50 "	133 "
" 16 – 20 "	57 "	" 51 – 55 "	143 "
" 21 – 25 "	40 "	" 56 – 60 "	158 "
" 26 – 30 "	38 "	" 61 – 65 "	86 "
" 31 – 35 "	61 "	" über 65 Jahren	30 "
5.) Zahl der arbeitsfähigen Juden	706		
6.) Berufliche Zusammensetzung:			
Kaufmännische Berufe	51		
Ärzte	3		
Krankenpfleger	14		
Handwerker: a) Schlosser	15 Personen		
b) Tischler	10		
c) Schneider, bzw. Schneiderinnen	36 Pers.		
d) Maler (Anstreicher)	10 Personen		
Hausangestellte	92 Personen		
Sonstige Arbeiter	236 Personen		

Stapo Litzmannstadt dt-II B 4 9371/41g 112)

gez. F u c h s Krim.

Schreiben der Gestapo Litzmannstadt wegen Hamburger Juden

Adolf Diamant, Getto Litzmannstadt. Bilanz eines nationalsozialistischen Verbrechens, F.a.M. 1986, S. 211

Der Zug vom 25. Oktober 1941 erreichte das Getto Lodz nach etwa 23 Stunden, am 26. Oktober gegen 11 Uhr. Über die Ankunft des Transportes gibt ein detaillierte Bericht in der „Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt“ Auskunft. Diese „Getto-Chronik“, rund 2000 Druckseiten umfassend, wurde zwischen dem 12. Januar 1941 und dem 30. Juli 1944 im Archiv der Verwaltung des „Judenältesten von Litzmannstadt-Getto“ in täglichen Protokollen zusammengetragen. Sie ist, trotz spürbarer Vorsicht der Autoren bei der Notierung bestimmter einzelner Ereignisse, eine unersetzliche Quelle bei der Erforschung des Gettos.

Die „Randnotizen zur Aussiedlung des Hamburger Transports“ (Chronik, 7.5.1942, S. 160f.) sind von polnischen Mitarbeitern des Getto-Archivs geschrieben und verbergen nicht deren Vorbehalte gegenüber den Neuankömmlingen aus dem Altreich.

### Randnotizen zur Aussiedlung des Hamburger Transports<sup>118</sup>

#### Kaum ein halbes Jahr ...

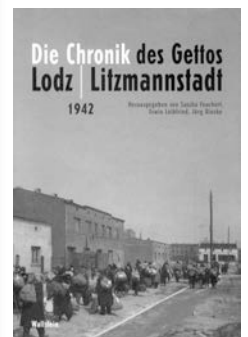
Kaum ein halbes Jahr ist vergangen, seit sie ins Getto kamen ...

Damals zogen lange Reihen von vorwiegend fein gekleideten Menschen durch das Getto, deren äußere Erscheinung sich so sehr von unserem heimischen Elend unterschied. Elegante Sportanzüge, feines Schuhwerk, Pelze und verschiedenfarbige Umhänge der Frauen sprangen uns ins Auge. Man gewann öfter den Eindruck, als wären diese Menschen auf einer Erholungsreise oder eher zum Wintersport gekommen, denn die Mehrheit hatte Skianzüge an. Das Aussehen dieser Menschen zeugte nicht gerade vom Krieg, und da sie trotz der empfindlichen Kälte ohne Mäntel vor den Unterkünften ihrer »Transporte« und sogar durch die Stadt spazieren gingen, bewies dies am deutlichsten, dass sie ihre Fettschicht ausgezeichnet vor der Kälte schützte.

Mit sonderbarem Abscheu – vielleicht auch nicht unbegründet – begegneten sie den außergewöhnlich schlechten sanitären Bedingungen, unter denen sie untergebracht waren; sie schrieten, empörten sich und ließen sich von keinen Argumenten überzeugen. Es interessierte sie damals nicht, dass aufgrund ihrer Ankunft der gesamte bescheidene Transportapparat zum Erliegen kam und dass folglich das für die gesamte Winterzeit zugeteilte Gemüse in Marysin erfror. Sie beschäftigten sich nicht näher damit, dass die Unterbringung von ca. 20000 Ankömmlingen auf solch einem knappen Gettogebiet nur auf Kosten der Fläche, die von der alteingesessenen Bevölkerung bewohnt war, vonstatten gehen konnte. Die Wahrheit ist, dass dieses Problem in der Folge nicht hinreichend gelöst und zum größten Übel wurde; man muss aber ehrlich zugeben, dass seine Lösung – auch unter den besten Bedingungen – eine gewisse Zeit beansprucht hätte. Sie waren aber sehr ungeduldig und fluchten, was das Zeug hielt!

Irgendwo hat sie irgendwer irreführt ... Man hatte sie nicht informiert, wohin sie fahren und was mit ihnen geschehen würde. Sie hatten gehört, dass sie in irgendein Industriezentrum reisen würden, wo jeder von ihnen eine entsprechende Beschäftigung finden würde,<sup>119</sup> und deshalb waren sie enttäuscht, als sie gänzlich andere Bedingungen vorfanden. Manche fragten sogar, ob sie nicht in irgendeinem Hotel wohnen könnten. Es gab zwar unter ihnen hochmütige und grobe Menschen, aber im Grunde genommen waren sie durch ihre Desorientierung klein und hilflos. Bei der Abreise durften sie nur 50 kg Gepäck pro Person mitnehmen /was nicht überall der Fall war!/, aber kaum jemand hielt sich an diese Norm und so war die Transportabteilung mehrere Wochen lang mit der Beförderung ihres Gepäcks von Ort zu Ort beschäftigt.

Fast alle brachten Lebensmittelvorräte mit und diejenigen, die dies aus irgendwelchen Gründen nicht tun konnten, trafen hier auf ein großes Angebot an Brot, Margarine und anderen Produkten, die von der alteingesessenen Bevölkerung zum Ver-



Auszüge aus  
„Die Chronik  
des Gettos Lodz/  
Litzmannstadt“  
Wallstein Verlag,  
Göttingen 2007



kauf angeboten wurden. Die neue Kundschaft war ein reicher Markt, der täglich das gesamte Angebot aufzog. Die Preise stiegen von Stunde zu Stunde und der Preis für einen Laib Brot stieg in kurzer Zeit auf 25 Mk., während unter den früheren Bedingungen ein Preis von 10 Mk. schon astronomisch erschien.

Sie sahen das Elend der hiesigen Bevölkerung und sie wussten, dass sie dank ihrer finanziellen Überlegenheit die Möglichkeit hatten, ihren Brüdern aus dem Osten den letzten Bissen Brot aus dem Mund herauszureißen; das schreckte sie aber nicht. Eine ganze Reihe von Menschen verkaufte ihre Ration zu Spottpreisen an den Ständen weiter; am Anfang für ein paar Dutzend Pfennige. Mit Abscheu beäugten sie die Suppen, die man ihnen brachte, und in kaum einem Transport konnte man – wenigstens am Anfang – Ankömmlingen begegnen, die die Kost aus den Gemeindegütern konsumierten. Man gab sie für verschiedenartige Dienste und Gefälligkeiten unseren Elenden ab.

Im Gebäude des Kinos »BAJKA«, ul. Franciszkańska 33, wurde ein Teil des Hamburger Transports untergebracht. Dies geschah am Donnerstagabend, dem 20. November, und am Freitagmorgen kam der Präses, um die Gäste zu begrüßen. Sie hatten es sich auf dem Fußboden bequem gemacht, sie schliefen auf ihren Bündeln und Alte und Frauen saßen auf Stühlen an den Wänden.

Auf eine Anordnung hin erhoben sie sich und der Präses richtete an sie eine kurze – vielleicht sogar die kürzeste – Rede im Getto. Sie enthielt nur einige wenige Sätze, aber sie war so warmherzig und herzlich, dass sich nicht nur die Frauen, sondern auch viele ernste Männer vor Rührung Tränen aus den Augen wischten. Es war eine wahrhaft brüderliche Begrüßung mit der Versicherung, dass er mit ihnen sein bescheidenes Dach und Brot teilen werde.

Am selben Abend arrangierten die festlich gekleideten Ankömmlinge aus Hamburg den Freitagsgottesdienst. Bei vielen angezündeten Kerzen fanden ihre ersten Gebete zu Gott in einer sonderbar unheimlichen Ruhe und in gehobener Stimmung statt. Diejenigen, die schon lange vom Judentum abgekommen waren, und sogar solche, deren Väter bereits jegliche Verbundenheit mit den Urvätern verleugnet hatten, waren heute festlich angetan in einer ernsten und gehobenen Stimmung, Trost und Erlösung im Gebet suchend. Und als sie nach dem Ende des Gebetes in die Halle hineinkamen, erhob sich der gleiche Satz aus vielen Mündern: »Jetzt sehen wir, dass wir alle gleich sind, alle Söhne desselben Volkes, alle Brüder.«

Es war eine Schmeichelei, vielleicht ein Kompliment gegenüber der alteingesessenen Bevölkerung oder vielleicht nur eine Vorahnung der nicht fernen Zukunft.

Die Ereignisse schritten schneller voran als die Zeit; die Menschen veränderten sich sichtbar, zuerst äußerlich, später körperlich und schließlich, insofern sie nicht völlig verschwanden, zogen sie wie Schatten durch das Getto ...

Wruken und Rüben, die sie am Anfang so verschmäht hatten, kauften sie jetzt für teures Geld und jene von ihnen so verschmähten Suppen wurden zum Gipfel ihrer Träume. Früher trieben sich andere, jetzt aber sie selbst in der Stadt umher mit kleinen, angebundenen Töpfen oder Kochgeschirr und schnorren<sup>120</sup> etwas Suppe

bei den anderen. Und die Bedingungen haben sich in dieser kurzen Zeit enorm verändert; eine Küchensuppe ist zum Luxus geworden, der Preis einer solchen Suppe ist bis zu 15 Mk. gestiegen und keiner gibt sie gerne her, auch wenn sie den Suppen von vor einem halben Jahr nicht gleichkommt. Sie verkauften die Reste ihrer Habe, um sich eine leidliche Kost zu sichern, in der sie ihre letzte Rettung vor dem Verderben sahen.

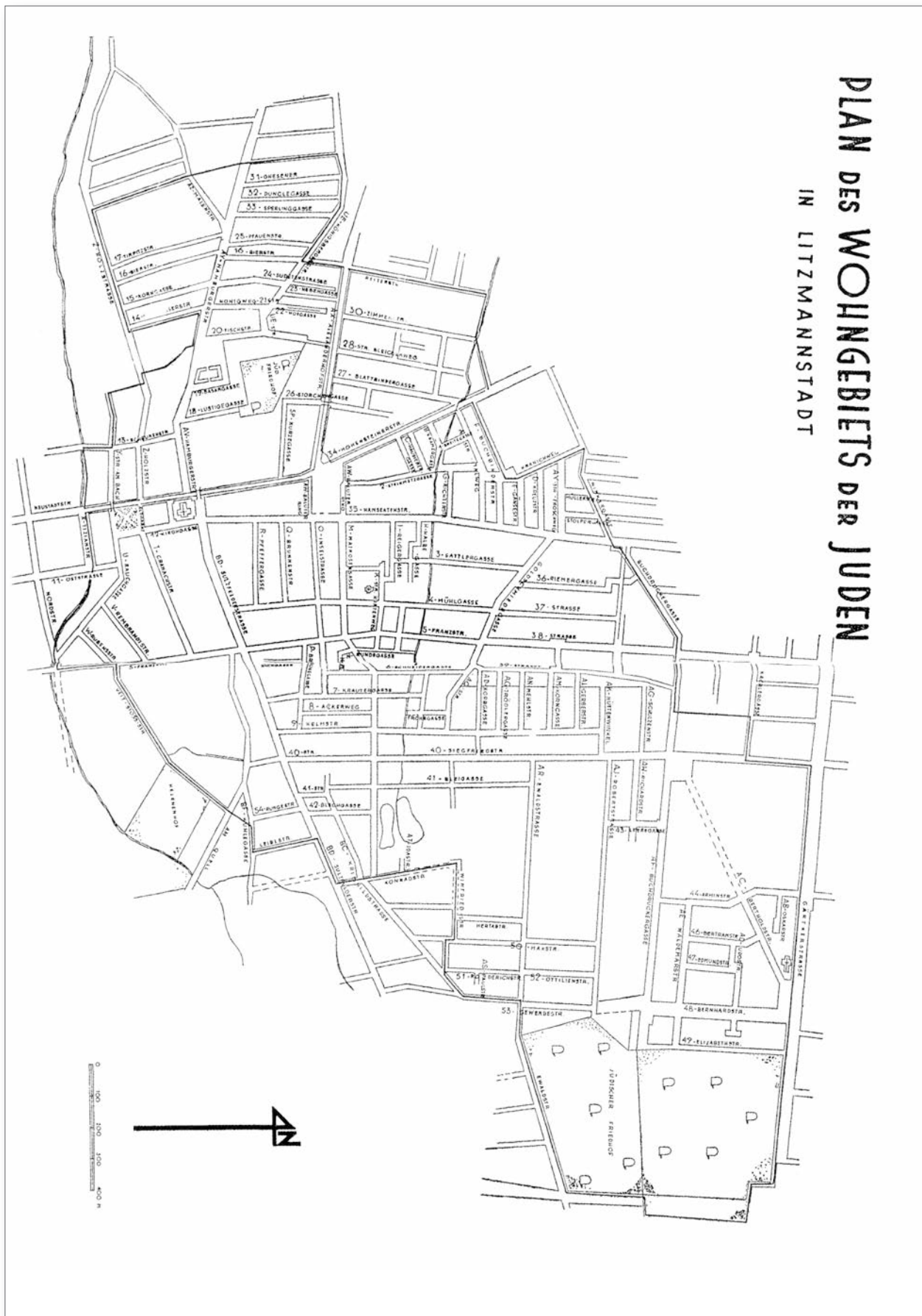
Und doch war es nur ein halbes Jahr, nur sechs Monate, die sich für sie als eine ganze Ewigkeit erwiesen haben! Eine solche Metamorphose hätte man sich bei manchen sogar im Traum nicht ausmalen können ... Schatten, Skelette mit Geschwülsten im Gesicht und an den Gliedmaßen, zerlumpt und ausgemergelt, gehen jetzt auf eine weitere Wanderung, auf die sie nicht einmal einen Rucksack mitnehmen dürfen.<sup>121</sup>

Alles, was an den trügerischen europäischen Glanz erinnerte, wurde ihnen entrissen und es blieb nur der Jude, der ewige Wanderer ...<sup>122</sup>

Ihre Vorahnung an diesem ersten Freitag im Getto hat sie nicht getäuscht ...

»KI«<sup>123</sup>

# PLAN DES WOHNGEBIETS DER JUDEN IN LITZMANNSTADT



Aus „Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt“  
Wallstein Verlag, Göttingen 2007

## **Margarethe Lichtheim,**

geb. Monasch, geb. 15.1.1881, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 15.5.1942 in Chelmno

## **Walter Lichtheim,**

geb. 21.11.1919, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 15.5.1942 in Chelmno

## **Gertrud Monasch,**

geb. 29.11.1878, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, weiterdeportiert am 15.10.1942

### **Palmaille 25** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Margarethe Lichtheim** war jüdischer Herkunft und stammte aus Stettin. Ihre Eltern waren Julius und Fanny Monasch, geborene Sternberg. Margarethe Lichtheim erhielt eine Ausbildung als Pianistin. Sie heiratete den gebürtigen Stettiner Juden Dr. Georg Simon Lichtheim, der 16 Jahre älter war als sie. Er leitete als Direktor die Altonaer Gas- und Wasserwerke. Das Ehepaar bekam zwei Söhne. Am 21. November 1919 wurde Walter geboren, zwei Jahre später, am 26. Dezember 1921, kam Ludwig, genannt Lutz, zur Welt. Die Familie bewohnte in Hamburg-Altona den zweiten Stock des Hauses in der Palmaille 25, einer gutbürgerlichen Straße am Elbhang. Im Haus wurde viel musiziert. Walter spielte Geige, Lutz Flöte.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde Georg Lichtheim im Juni 1933 fristlos entlassen. Eine Pensionszahlung konnte er offenbar in einem Prozess gegen die Stadt Altona noch durchsetzen.

Dokumentiert wurde die Geschichte der Familie Lichtheim von Werner Flocken, Jahrgang 1925, dessen Familie im selben Haus gewohnt hatte und der mit den Lichtheim-Söhnen befreundet war. In seinen Aufzeichnungen beschreibt er Frau Lichtheim als kultivierte und gebildete Frau, die ihn sehr beeindruckt habe. Sie sei das genaue Gegenteil dessen gewesen, was ihm bei der Hitlerjugend über Juden vermittelt worden sei. Er erinnert sich, dass eines Tages Margarethe Lichtheim mit Lutz in die Wohnung seiner Eltern kam, damit

dieser sich verabschiedete, denn er konnte mit einem jüdischen Kindertransport nach England ausreisen. Als Werner Flockens Mutter bedauerte, dass Margarethe Lichtheim ihren Sohn so früh allein in die Welt ziehen lassen müsse, erwiderte sie, sie sei im Gegenteil sehr froh, dass er Deutschland verlassen könne. Diese Worte vergaß Werner Flocken nicht.

Wie auch ihr Mann war Margarethe Lichtheim aktives Mitglied der Altonaer jüdischen Gemeinde, in der eine außerordentlich rege Organisationstätigkeit in Gemeindeeinrichtun-

#### Stadtteil **Altona-Altstadt**

„Stolpersteine in Hamburg-Altona. Biographische Spurensuche“, 2008, S. 33ff.

Autorin:  
Birgit Gewehr

gen und privaten Vereinigungen herrschte. Sie amtierte als Vorstandsmitglied des Israelitisch-Humanitären Frauenvereins, der sich der jüdischen Wohlfahrtspflege widmete. Doch Anfang Januar 1939 musste dieser zwangsweise aufgelöst werden, und sie unterzeichnete die letzten Anordnungen, die vorsahen, das verbleibende Vermögen zur Unterstützung der Kindertransporte zu verwenden. Georg Lichtheim starb in den ersten Kriegstagen am 5. September 1939.

Im Februar desselben Jahres hatte Margarethe Lichtheim ihre ältere Schwester Gertrud Monasch bei sich aufgenommen. Die ledige Frau stammte aus Stettin und hatte zuvor mittellos in Berlin Schöneberg gelebt.

Als Witwe erbte Margarethe Lichtheim das Vermögen ihres Mannes, das jedoch im Februar 1940 unter Sicherungsanordnung gestellt wurde. Sie durfte über 410 Reichsmark monatlich für sich, ihren Sohn und ihre Schwester verfügen, später – nach einer Herabsetzung des „Frei“-Betrages – musste sie von 368 Reichsmark die Miete bezahlen und einen dreiköpfigen Haushalt führen.

Werner Flocken erinnert sich, dass sein Vater, das NSDAP-Parteiabzeichen am Revers, und die beiden Damen, den „Judenstern“ am Mantel, bei Bombenangriffen gemeinsam in den Luftschutzkeller flüchteten. Einmal zeigte Margarethe Lichtheim Fotos von ihrem Bruder, der im Ersten Weltkrieg als Marineoffizier mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war, und sprach davon, dass sie sich immer als gute Deutsche gefühlt hatte wie alle anderen auch.

Ihr Sohn Walter besuchte das Altonaer Christianeum, ein angesehenes Gymnasium, und galt dort als ein besonders begabter Geigenspieler. Doch die Brüder Lutz und Walter wuchsen in einem schon vor 1933 zunehmend antisemitisch aufgeheizten Umfeld auf. So protokollierte der Klassenlehrer am 25. Juni 1932, dass Walter ihm einen in der Klasse kursierenden Zettel mit der Aufschrift „Juda verrecke! Deutschland erwache!“ gezeigt habe. Die Anstifter erhielten eine Strafe vom Lehrer. Daraufhin wurde Walter nach der Schule von mehreren Mitschülern verfolgt und geschlagen. Auch wurden die Brüder Anwürfen ausgesetzt, ihr Vater, der Jude, vergifte das Altonaer Trinkwasser. Werner Flockens Eltern verboten ihrem Sohn 1935, mit den Lichtheim-Jungen zu spielen. Nicht nur in der Schule und im Wohnhaus, sondern auch auf der Straße drohten den jüdischen Jungen Gefahren: Die breit angelegte Straße Palmaille war nach 1933 ein beliebter Exerzierplatz für Aufmärsche der Hitlerjugend und der SS geworden. Jüdische Schulkinder, die in das neue Gebäude der Israelitischen Gemeindeschule der Palmaille 17 gingen, wurden oft bedroht und verhöhnt oder sogar mit Steinen beworfen. Walter und Lutz, die ganz in der Nähe der jüdischen Schule wohnten, mussten auf dem Heimweg an den dort lauernden HJ-Grüppchen vorbeigehen.



Margarethe Lichtheim mit ihren Söhnen Ludwig (l.) und Walter Bar Ilan University Israel

Von 1931 bis 1936 besuchte Walter Lichtheim das Christianeum und trat dann eine kaufmännische Lehre an. Sein Bruder Lutz musste als Unterprimaner im November 1938, als jüdischen Kindern der Zugang zu den staatlichen Schulen versperrt wurde, vom Christianeum abgehen. Als Lutz am 1. Dezember 1938, drei Wochen vor seinem 17. Geburtstag, mit einem jüdischen Kindertransport nach England entkommen konnte, reiste sein Bruder Walter, der schon über 18 Jahre alt war, als Begleitperson mit. Für den Fall, dass er nicht zurückkehren würde, wurde seiner Mutter Konzentrationslagerhaft angedroht. Er kam zurück.



Walter Lichtheim  
Bar Ilan University Israel

Dann versuchte auch er aus der Heimat zu fliehen. 1940 absolvierte er eine Ausbildung in einer Schlossereiwerkstatt in der Weidenallee 8–10, einer der Lehrwerkstätten, die von der Deutsch-Israelitischen Gemeinde unterhalten wurden, um Jugendliche auf eine Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Am 9. Mai 1940 beantragte seine Mutter die Freigabe von 150 Reichsmark von ihrem Konto für „Auswanderungsbemühungen für meinen Sohn“, sie wies Kabelkosten nach, die an die Hamburg-Amerika-Linie zu zahlen waren. Das Geld wurde bewilligt. Doch die Emigrationspläne schlugen aus unbekanntem Grund fehl. Im Oktober 1941 wurden dann Auswanderungen generell verboten.

Für den 25. Oktober 1941 erhielten Margarethe und Walter Lichtheim und Gertrud Monasch die Deportationsbefehle nach Lodz.

Als Margarethe Lichtheim sich von der Familie Flocken verabschiedete, deutete sie an, sie wüsste, was ihnen bevorstehe: „Es geschieht zur Zeit in Deutschland so ungeheures Unrecht, dass Sie es mir nicht glauben würden, wenn ich es Ihnen sagen würde ...“ Am nächsten Morgen hörte Werner Flockens Mutter aus der Lichtheim-Wohnung noch liturgischen Gesang, vom Harmonium begleitet. Dann verließen Margarethe Lichtheim, Walter Lichtheim und Gertrud Monasch das Haus.

Sie wurden am 25. Oktober 1941 mit dem ersten Großtransport von 1034 Hamburgern und Hamburgerinnen jüdischer Herkunft ins Getto Lodz (Litzmannstadt) ins deutsch besetzte Polen deportiert. Am 15. Mai 1942 wurde Margarethe Lichtheim in das Vernichtungslager Kulmhof (Chelmno) transportiert und dort ermordet. Gertrud Monasch wurde am 15. Oktober 1942 weiterdeportiert und kam ebenfalls ums Leben.

Im Mai 1944 schrieb Walter Lichtheim aus dem Getto Lodz eine Postkarte an Harry Goldstein vom Jüdischen Religionsverband – das war sein letztes Lebenszeichen.

„Lieber Onkel Harry! Ich freue mich, dir endlich schreiben zu können, daß ich gesund bin und auch unverändert arbeite. Die Zeit vergeht so schnell, besonders, wo ich jetzt schon seit 1½ Jahren mein Leben alleine führen muss, da Mutti und Tante fortgereist sind.

Bitte laß recht bald – wenn möglich – von dir hören, deiner lieben Frau, allen Freunden und dir selbst herzlichste Grüße von Deinem Walter“

Am 30. Juni 1944 verließ Walter Lichtheim das Getto Lodz, wo er bis zuletzt als Schlosser gearbeitet hatte. Notiert wurde im Abmeldungsbogen als „Ursache“ eine „Aufforderung zur Arbeit außerhalb des Gettos“. Doch angesichts des Vormarsches der russi-

<i>Monasch, Gertrud Sara led</i>		geboren <i>29.11.78</i> zu <i>Heilica</i>	VERLUST Nr. 22177
		eingetreten <i>8.10.39</i>	SV. TV. NDS. <i>23485</i>
		zuerst besteuert	A
Fi. ma und Branche	Geschäfts-Adresse	Wohnung	Finanzamt u. Steuernummer ✓
		<i>Altona, Palmallee 25</i>	
<i>Marie Neugebauer</i>			
Eltern: <i>Julius v. Family u. geb. Perenberg</i>	Jahr	Veranlagung	Gestundet bis
Ehefrau:	<i>1906</i>		
geb.	<i>1908</i>	<i>12</i>	<i>19</i>
Kinder:			
1. geb.	<i>1894</i>		
2. "	<i>1901</i>		<i>19</i>
3. "			
4. "			
5. "			<i>19</i>
6. "	<i>193</i>		
7. "			
8. "			
9. "	<i>193</i>		<i>19</i>
ausgeschieden <i>de 25. OKT. 41</i>			
durch:			
			Bezahlte Fok. Dar. Betrag
			<i>P. 51 74-6 12.</i>
			<i>K 23/11 3-</i>
			<i>19/3 21/3 24/3</i>
			<i>19. 7. 3-9 Kinderopferk.</i>
			<i>500/09</i>
			<i>GG/KB.</i>
			<i>12 7 7</i>

Kultussteuerkarteikarte von Gertrud Monasch

StaHH

schen Armee hatte Himmler die Räumung befohlen. Im Juni und Juli 1944 wurden etwa 7200 Menschen von Lodz in das Vernichtungslager Kulmhof (Chelмно) transportiert und dort in Gaslastwagen ermordet, unter ihnen war Walter Lichtheim.

Im Getto Lodz lebten die Mutter und ihr nun 22-jähriger Sohn noch ein halbes Jahr, dann wurden sie in das Vernichtungslager Chelмно gebracht und dort am 15. Mai 1942 im Gaswagen ermordet. Gertrud Monasch wurde am 15. Oktober 1942 weiter transportiert und ist ebenfalls umgekommen.

Ludwig Lichtheim überlebte den Krieg. Er ging später nach Australien, studierte und arbeitete als leitender Ingenieur bei den Wasserwerken im Staat Viktoria. 1978 verstarb er. Seine traumatischen Erfahrungen konnte er nie überwinden, vor allem deprimierte ihn tief, dass er die Rückkehr seines Bruders nach Deutschland nicht hatte verhindern können.

Quellen: 1; 4; 2 R 1940/139; Jüdische Bürger im Hamburger Westen 1920 bis 1945. Berichte zu Stadtteilrundfahrten der Seniorenakademie der Elbgemeinden, Hamburg 2003; Susanne Goldberg, Ulla Hinnenberg, Erika Hirsch, Die Verfolgung der Juden in Altona nach 1933 in den Berichten der Zeitzeugen, in: Die Juden in Hamburg 1590–1990. Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung „Vierhundert Jahre Juden in Hamburg“, hg. von Arno Herzig, Hamburg 1991; Miriam Gillis-Carlebach, „...damit die Kinder in die Schule gehen“ (Jer. Talmud). Die letzte Phase der Israelitischen Gemeindeschule in Altona (1928–1938), in: Menora und Hakenkreuz. Zur Geschichte der Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck, Altona (1918–1998), hg. von Gerhard Paul und Miriam Gillis-Carlebach, Neumünster 1998; StaHH, 332-8 Meldewesen, Meldekartei 1943–1945; Werner Flocken, „Abgereist ohne Angabe der Adresse“. Geschichte einer Spurensuche. Unveröffentlichte Aufzeichnungen, Hamburg 2003, im Bestand StO; Interview mit Werner Flocken vom 12.12.1989 im Bestand StO; Informationen und Fotos von Miriam Gillis-Carlebach vom Joseph-Carlebach Institut der Bar-Ilan-Universität, Israel; Archivum Panstwowe, Lodz, Abmeldungen aus Lodz (Litzmannstadt).

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

Siehe auch:

<http://www.jci.co.il/Streiflichter/Lichtheim/TextLichtheim/Lichtheim1.htm>. – „Das erloschene Licht der Lichtheims“. Joseph Carlebach Institut, Ramat Gan, Israel.

## **Aron Bezen,**

geb. 5.4.1899, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert und dort gestorben

## **Erna Berta Bezen,**

geb. Hecht, geb. 26.6.1905, am 25.10.1941 nach Lodz, am 29.9.1942 in Chelmno ermordet

## **Leonhard Bezen,**

geb. 2.7.1938, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 29.9.1942 in Chelmno ermordet

## **Bilha Erna Bezen,**

geb. 5.12.1939, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 29.9.1942 in Chelmno ermordet

### **Winterhuder Weg 86** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Aron Bezen** war gebürtiger Rumäne und wurde in Targoviste bei Bukarest als Sohn von Salomon Bezen und seiner Frau Anna Wilder geboren. Er hatte vier Brüder: Noa, Josef, Bernhard und Heinrich. Alle fünf Brüder wanderten nach Deutschland aus und verteilten sich im ganzen Land. Aron Bezen zog es nach Hamburg.

In Hamburg lernte er seine erste Ehefrau Frieda Bleiweiss kennen. Mit ihr hatte Aron ein gemeinsames Kind, die Tochter Hannelore kam am 13. Juli 1931 in Hamburg zur Welt. Die Ehe scheiterte und wurde in den dreißiger Jahren wieder geschieden.

Der gelernte Tapezierer Aron Bezen betrieb seit 1927 eine kleine Reparaturwerkstatt in der Wexstraße 42, wo er auch kurzzeitig mit seiner Familie wohnte. Am 4. Mai 1930 eröffnete er zuerst in der Elbstraße 60 ein Polster- und Tapeziergeschäft. Schnell wechselte die Geschäftsadresse in den Winterhuder Weg 86, wo gleichzeitig immer ein bis zwei Gesellen angestellt waren.

Nach der Scheidung zog Frieda mit ihrer Tochter Hannelore in den Neuen Steinweg 79. Seit dem 4. Juni 1936 wohnte Aron auch im Winterhuder Weg 86 in einer kleinen Wohnung. Mitte der dreißiger Jahre lernte er seine zweite Ehefrau kennen. Erna Berta Hecht war die Tochter von Arthur Hecht und seiner Ehefrau Rosalie Löwenthal und wurde

am 26. Juni 1905 in Herford geboren. Sie arbeitete als Verkäuferin bei Alfred Laassen in der Kaiser-Wilhelmstraße 49. Im Jahr 1938 zog sie zu Aron in den Winterhuder Weg 86. Am 2. Juli 1938 kam ihr erstes gemeinsames Kind Leonhard zur Welt.

Im März 1939 heirateten Aron und Erna und ein weiteres Kind folgte, Bilha Erna wurde am 5. Dezember 1939 geboren. Im selben Jahr musste Arons erste Tochter Hannelore von der Volksschule auf die jüdische Talmud Tora Schule wechseln.

Stadtteil **Barmbek-Süd**

„Stolpersteine in Hamburg-Barmbek und Hamburg-Uhlenhorst. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 72 ff.

Autorin:  
Carmen Smiatacz



Mit der „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ vom 12. November 1938 verlor auch Aron Bezen sein Geschäft. 1939 wurde die Polsterei „arisiert“ und ein Herr Flashar erwarb das Geschäft für wenig Geld. In der Folge musste Aron Bezen als Geselle in fremden Werkstätten arbeiten, um seine Familie versorgen zu können.

Die Wohnung verlor Familie Bezen ebenfalls und musste zur Untermiete in den Eppendorfer Weg 9 ziehen. Dies war auch ihre Deportationsadresse. Am 25. Oktober 1941 wurde die ganze Familie ins Getto nach Lodz deportiert. Dort wechselten sie einmal ihre Adresse. Zuerst lebten sie in der Reiterstraße 27 und zogen dann Ende November 1941 in den Bleicherweg 17.

Seit dem 16. Dezember 1941 arbeitete Aron Bezen als Tapezierer im Getto Lodz und wechselte am 12. März 1942 zur Holzwollefabrik Marysin, um dort als Tapezierer tätig zu sein. Im September 1942 erhielt Familie Bezen ein Schreiben, in dem mitgeteilt wurde, sie werde aus dem Getto „ausgesiedelt“. Aron Bezen legte daraufhin Einspruch ein und begründete diesen mit seiner Arbeitsstelle. Tatsächlich wurde Aron Bezen von der „Ausreise“ zurückgestellt. Seine Frau Erna und ihre Kinder Leonhard und Bilha wurden jedoch am 29. September 1942 aus dem Getto Lodz „ausgesiedelt“. Dies bedeutete für sie den sicheren Tod in einem Gaswagen auf dem Schlosshof von Chelmno. Das weitere Schicksal von Aron Bezen ist ungeklärt.

Frieda und Hannelore wurden am 8. November 1941 von Hamburg ins Getto nach Minsk deportiert und kamen dort ums Leben.

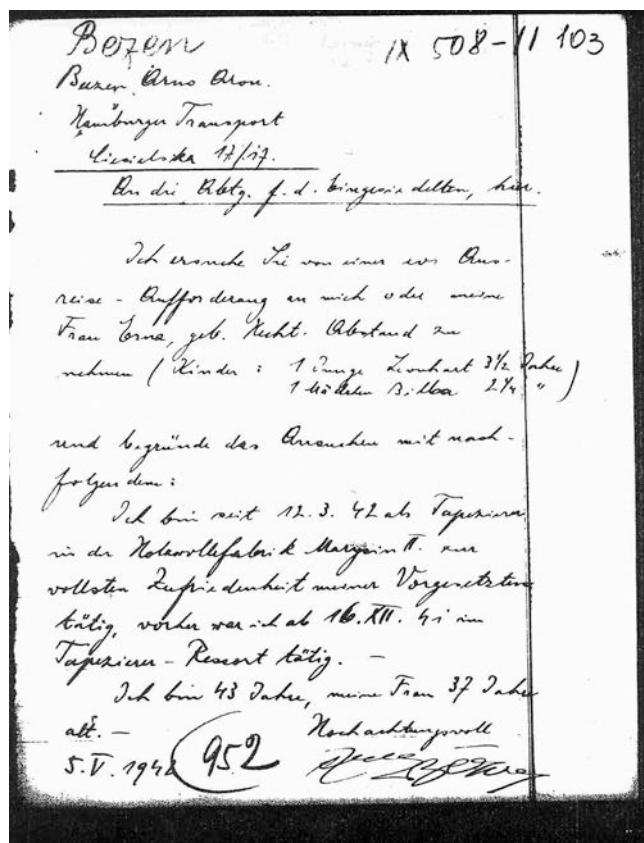
Quellen: 1; 2; 4; 5; 8; StaHH 351-11, AfW, Abl. 2008/1, 17.04.99 Bezen, Aron; StaHH 741-4, Fotoarchiv, Sa 1246; Archivum Panstwowe, Lodz; USHMM, RG 15.083 301/103-105; ITS/ARCH/Transportlisten Gestapo (Hamburg)/ 11198207#1 (1.2.1.1/0001-0060/0017G/0045); ITS/ARCH/Getto Litzmannstadt/1202403#1 (1.1.22.1/0006/ 0096).

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



Winterhuder Weg um 1915

Bildarchiv Hamburg



Letztes Lebenszeichen von Aron Bezen aus dem Getto Lodz:

„An die Abtg. f. d. Eingesiedelten  
Ich ersuche Sie von einer Ausreise-Aufforderung an mich oder meine Frau Erna, geb. Hecht, Abstand zu nehmen (Kinder: 1 Junge Leonhard 3 1/2 Jahre, 1 Mädchen Bilha 2 1/4 Jahre) und begründe das Ansuchen mit nachfolgendem:  
Ich bin seit 12.3.42 als Tapezierer in der Holzwollefabrik Marysin II zur vollsten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten tätig, vorher war ich ab 16.XII.41 im Tapezierer-Ressort tätig.  
Ich bin 43 Jahre, meine Frau 37 Jahre alt.  
Hochachtungsvoll  
Aron Bezen (5.V.1942)“

USHMM

## Else Amalie Geiershoefer,

geb. Kann, geb. 9.11.1879, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert und dort am 22.10.1942 gestorben

**Immenhof 10 (Pastorat der St. Gertrud Kirche) / Heinrich-Barth-Straße 6**

(Verlegeort des Stolpersteins)

**Else Amalie Kann** wurde als Tochter des jüdischen Ehepaares Mayer und Pauline Kann, geb. Dreyfuss, in Nürnberg geboren. Ihr Vater war Kaufmann und handelte mit Textilien. Am 10. Juni 1902 heiratete Else Kann den ebenfalls in Nürnberg geborenen Unternehmer Otto Geiershoefer. Dieser stammte zwar auch aus einer jüdischen Familie, war jedoch bereits vor der Hochzeit zum evangelisch-lutherischen Glauben übergetreten. Seine Frau Else konvertierte erst am 28. Juni 1936, als sie schon verwitwet war, bei einem Besuch in Meran.

Das Ehepaar hatte zwei Kinder, Erik Ludwig kam am 24. Mai 1903 zur Welt und Herbert Theodor folgte am 20. Januar 1906. Beide Kinder wurden getauft und wuchsen mit dem christlichen Glauben auf.

Im Jahre 1894 hatte die Familie Geiershoefer die Firma Jacob Gilardi erworben, die ihren Sitz in Allersberg bei Nürnberg hatte. Unter der Leitung von Otto Geiershoefer, der die Firma 1904 von seinem Bruder Anton als Alleineigentümer übernahm, wurde in erster Linie Christbaumschmuck aus leonischen Drähten (versilberte, vermessingte oder vergoldete dünne Drähte) hergestellt. Die Familie Geiershoefer wohnte im an die Fabrikgebäude angebauten barocken Gilardihaus.

Die Firma Gilardi war nicht nur der größte Arbeitgeber in Allersberg, die Geiershoefers engagierten sich auch sozial. So ließen sie der Gemeinde Allersberg unter anderem Stiftungsgelder zukommen: 5000 Mark im Jahr 1918 für bedürftige Kriegsinvaliden und 3000 Mark im Jahr 1927 für bedürftige ältere Männer und Frauen, die früher bei der Firma Gilardi beschäftigt gewesen waren. Die Geiershoefers

stifteten auch die Glocken für die 1933 erbaute evangelisch-lutherische Kirche in Allersberg.

Als Otto Geiershoefer am 11. März 1936 starb, ging die Firma in den Besitz seiner Witwe Else und deren Söhne über; der älteste Sohn Erik wurde Geschäftsführer. Im Juli 1938 besuchte Else einige Wochen ihren Bruder Charles in New York, kehrte aber trotz der Verhältnisse in Deutschland nach Allersberg zurück.



Else und Otto Geiershoefer in Marienbad in den 1930er Jahren

Stadtteil **Uhlenhorst**

„Stolpersteine in Hamburg-Barmbek und Hamburg-Uhlenhorst. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 96ff.

Autorin:  
Carmen Smiatacz

Am 10. November 1938 wurden Else und ihr Sohn Erik verhaftet. Else kam acht Tage in „Schutzhaft“. In dieser Zeit wurden von den Geiershoefern Vollmachten erpresst, mit denen die Kreisleitung der NSDAP die Firma Gilardi an den Weissenburger Nationalsozialisten Hermann Gutmann verkaufte. Das Gilardihaus, in dem die verwitwete Else weiterhin wohnte, wurde vorher von der Kreisleitung fast komplett geplündert. Nach der Haftentlassung zog Else sofort von Allersberg nach Hamburg. Hier fand sie in der Heinrich-Barth-Straße 6 eine neue Unterkunft, wie Erik Geiershoefer 1939 berichtete:

„Obwohl in Hamburg wie in fast allen übrigen Orten für Juden keine Zuzugsgenehmigung erteilt wurde, gelang es meinem Bruder, diese für Mutter zu erhalten. Einer der maßgebenden Polizeibeamten war zufällig ein alter Bekannter von ihm. Auch gelang es ihm seine bisherige Wohnung – er hatte dieselbe bereits gekündigt, da er im Laufe des Dezembers nach Basrah, Irac [sic] auswandern wollte – für Mutter zu erhalten.“

Bereits in Nürnberg wurden Teile des Vermögens der Familie Geiershoefer beschlagnahmt. So musste Else zum Beispiel für die Reichsfluchtsteuer ihrer Söhne aufkommen. Trotzdem blieb ihr, als sie nach Hamburg zog, ein Eigenkapital von rund 122 000 RM. Dies änderte sich mit der Sicherungsanordnung, welche gegen sie im Dezember 1938 erging. Von nun an durfte sie nicht mehr frei über ihr eigenes Vermögen verfügen, weil sie Jüdin war. Ihr Konto wurde eingefroren, und sie erhielt monatlich einen Freibetrag von lediglich 350 RM.

Mit dieser Einschränkung konnte Else Geiershoefer kaum umgehen. Sie musste ihren Haushalt neu bestücken und war es schlichtweg nicht gewohnt, so wenig Geld zur Verfügung zu haben. Ein weiteres Problem für Else Geiershoefer waren fehlende Bekannte und Freunde in Hamburg, die sie hätten unterstützen können. In keinem Geschäft bekam sie Kredit. Deswegen musste sie fast jeden Monat bei der Hamburger Devisenstelle um weitere Geldmittel bitten. Schließlich verbot die Devisenstelle Else Geiershoefer im Mai 1940, nachträglich Rechnungen einzureichen. Stattdessen sollte sie bereits zum Monatsbeginn all ihre zusätzlichen Ausgaben anführen, was ihr fast unmöglich erschien.

Als Erik Geiershoefer mit seiner Frau Magda und der gemeinsamen Tochter Susanne im April 1939 nach England auswanderte, überlegte auch Else zu emigrieren. Dafür hinterlegte sie ihre Wertsachen in einem Depot bei der Deutschen Bank. Der Juwelier Otto Hilcken aus der Spitalerstraße schätzte den Wert des Depotinhalts auf 2000 RM. Aufgrund der Sicherungsanordnung durfte sie auch über die Gegenstände im Depot nicht mehr frei verfügen.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges schwanden für Else Geiershoefer alle Hoffnungen auf eine Auswanderung. Etwas Halt fand sie während dieser schweren Zeit in der Gemeinde St. Gertrud in Uhlenhorst und bei dem dortigen Pastor Walter Uhsadel. Zudem erhielt sie wohl auch ein kleines Zusatzeinkommen durch ihre Arbeit im Gemeindebüro. Pastor Uhsadel erinnerte sich nach Kriegsende an Else Geiershoefer:

„Die schmerzlichsten Erinnerungen verbinden mich mit Frau Else Geiershoefer, die ihres großen Vermögens beraubt worden war und nun unter Aufsicht der Gestapo ein kärg-



Else Geiershoefer  
Sammlung Familie Geiershoefer/  
Schulenburg (2)

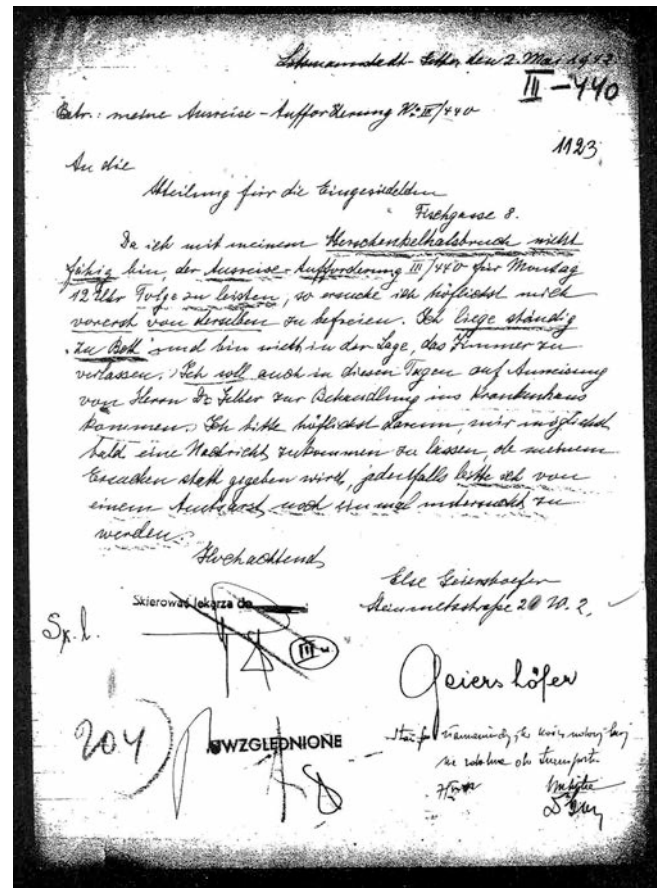
liches Leben führte. Sie war fast täglich in meinem Hause, um mir Schreibearbeit und anderes abzunehmen. Ihr einziger Trost war die regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst und am Heiligen Abendmahl. An einem Mittwoch im Herbst 1941 schickte sie mir die Schreckensnachricht, dass sie am Freitag unter Zurücklassung ihrer bescheidenen Habe auf einem Sammelplatz zum Abtransport erscheinen müsse. Ich war am Mittwochnachmittag bei ihr, um die Verzweifelte zu trösten, und nahm mich ihrer auch fast den ganzen Donnerstag an. Am Freitagmorgen um 7 Uhr kam sie zum letzten Male in mein Haus. Ich hatte eine kleine Schar von Gemeindegliedern eingeladen, und wir hielten mit ihr das Heilige Abendmahl. Unter unserer Fürbitte trat sie in festem Glauben den schweren Weg an. Ein paar Zettelchen mit Dankesworten aus dem Güterzug, mit dem sie abtransportiert wurde, waren das letzte Lebenszeichen. Kurz vor Ostern 1942 muss sie in Polen mit vielen Tausenden von Leidensgefährten ermordet worden sein.“

Am 25. Oktober 1941 wurde Else Geiershoefer mit einem Transport in das Getto Lodz deportiert. Dort wohnte sie in der Steinmetzstraße 21, Wohnung 2. Eigentlich sollte Else Geiershoefer am 7. Mai 1942 nach Chelмно „ausgesiedelt“ werden, was ihren sicheren Tod in einem Gaswagen bedeutet hätte. Doch aufgrund eines Oberschenkelhalsbruches, den sie sich im Getto zugezogen hatte, wurde sie vom Transport zurückgestellt. Else Geiershoefer starb am 22. Oktober 1942 im Getto Lodz. Vor der Heinrich-Barth-Straße 6 erinnert ein Stolperstein an sie.

Erik Geiershoefer kehrte nach Kriegsende im Jahr 1946 mit seiner Familie nach Allersberg zurück und begann mit dem Wiederaufbau der Firma Jacob Gilardi und der teilweise schwer zerstörten Gebäude. Herbert Geiershoefer und dessen Frau Rita verbrachten den Krieg im Ausland und lebten später in Uganda.

Quellen: 1; 2; 4; 5; 8; StaHH 314-15, OFF, F 664; StaHH 314-15, OFF, FVg 2306; StaHH 314-15, OFF, FVg 2307; StaHH 314-15, OFF, R 1938/3551; Uhsadel: Persönliche Erinnerungen an St. Gertrud 1928–1943; USHMM, RG 15.083 301/1123; Dr. Alexander Schulenburg, Sammlung Familie Geiershoefer/Schulenburg (England).

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



Letztes Lebenszeichen von Else Geiershoefer: Brief aus dem Getto Lodz USHMM

## Albert Levisohn,

geb. 17.3.1891, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert und dort am 18.2.1942 gestorben

## Cilly Levisohn,

geb. Magnus, geb. 31.12.1894, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert und im Mai 1942 in Chelmno gestorben

## Rolf William Levisohn,

geb. 11.9.1920, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert und im Mai 1942 in Chelmno gestorben

### Gluckstraße 24 (Verlegeort der Stolpersteine)

**Albert Levisohn** wurde als Sohn des jüdischen Ehepaares William und Bertha Levisohn in Hamburg geboren. Seine spätere Ehefrau war die gebürtige Hamburger Jüdin Cilly Magnus, die Tochter von Adolf und Jenny Magnus.

Albert und Cilly Levisohn lebten allein in ihrer Wohnung in der Gluckstraße 24, bis im September 1920 ihr erstes gemeinsames Kind Rolf geboren wurde. Ihr Sohn war von Geburt an körperlich behindert, er litt an Kleinwuchs. Acht Jahre später kam im Februar ihre Tochter Ruth zur Welt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie waren bescheiden. Albert Levisohn war als Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg aktiv gewesen und mit dem Hanseatenkreuz ausgezeichnet worden. Nach dem Krieg machte er sich als Kaufmann selbstständig. Dann arbeitete er als Buchhalter und später als Bücherrevisor bei der Firma Siegfried Halberstadt, Hohe Bleichen 31, und verdiente dort durchschnittlich 350 RM im Monat, mit denen er seine Familie zu ernähren versuchte.

Bis März 1935 besuchte Rolf Levisohn die Lichtwarkschule, eine bekannte reformpädagogische Schule, die er verlassen musste, weil er jüdisch war. Seine ehemaligen Schulkameraden erinnerten sich später zwar noch an ihn, doch wirkliche Freunde besaß er dort nicht. Nach seiner Entlassung aus der Lichtwarkschule wechselte er zur Talmud Tora Schule, der orthodoxen jüdischen Volks- und Oberrealschule in Hamburg.

Im November 1938, kurz nach dem Novemberpogrom, wurde der 18-jährige Rolf Levisohn festgenommen und zusammen mit rund 6000 jüdischen „Schutzhäftlingen“ aus dem gesamten Reich ins Konzentrationslager Oranienburg-Sachsenhausen gebracht. Dort erwarteten ihn zahllose Quälereien und Schikanen. So musste er unter anderem 24 Stunden lang



Haus in der Gluckstraße in den 1930er Jahren  
Geschichtswerkstatt Barmbek

#### Stadtteil **Barmbek-Süd**

„Stolpersteine in Hamburg-Barmbek und Hamburg-Uhlenhorst. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 128ff.

Autorin:  
Carmen Smiatacz

regungslos in eisiger Kälte ausharren oder im Laufschrift schwere Steine transportieren. Bei „Ungehorsam“ wurden die Häftlinge zu stundenlangem Stehen vor einem elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun gezwungen. Rolf Levisohn berichtete, dass sich viele Häftlinge in den Zaun stürzten, nur um nicht mehr stehen zu müssen. Nach sechs Wochen Haft kehrte er nach Hamburg zurück. Spätestens seit diesen Erfahrungen konzentrierte sich Rolf Levisohn darauf, Deutschland zu verlassen.

Da er schon über 18 Jahre alt war, bestand für ihn nicht mehr die Möglichkeit, mit einem Kindertransport auszureisen. Insbesondere seine Mutter Cilly Levisohn bemühte sich sehr, Verwandte und Bekannte in der ganzen Welt zu kontaktieren, um ihren Sohn irgendwo unterzubringen. Mehr Glück hatte seine damals elfjährige Schwester Ruth. Sie gelangte im Juni 1939 mit einem Kindertransport nach England und entging so weiterer Verfolgung. Zeitweise schien es so, als könne auch Rolf Levisohn mit Hilfe eines Schülerzertifikats zu Bekannten über Basel nach Palästina fliehen, doch alle unternommenen Schritte scheiterten.

Das letzte Abitur an der Talmud Tora Schule fand im Schuljahr 1939/40 statt. Nur noch zwei Schüler waren übrig geblieben, die sich den Prüfungen stellten: Oskar Judelowitz und Rolf Levisohn. Im Fach Deutsch absolvierte Rolf Levisohn sein schriftliches Abitur zum Thema: „Unglück selber taugt nicht viel, doch es hat drei gute Kinder: Kraft, Erfahrung, Mitgefühl“. Die Erinnerungen an seine Internierung im KZ Sachsenhausen, die Stigmatisierung durch seine Behinderung und das Leben als Jude im Deutschen Reich beeinflussten seinen Abituraufsatz sicherlich zutiefst. Das Fazit seines Aufsatzes zeigt dies deutlich: „So dürfen wir wohl zusammenfassend sagen, dass wohl das Unglück für den Menschen im Augenblick etwas Entsetzliches ist, dass aber gerade durch das Unglück ein Mensch zur Vollkommenheit gelangt.“ Am 12. Januar 1940 bestand Rolf Levisohn die Reifeprüfung, die unter dem Vorsitz von Oberschulrat Oberdörffer abgenommen wurde.

Nach seinem Abitur bemühte sich Rolf Levisohn weiterhin um seine Auswanderung. Aus diesem Grund gehörte er dem zionistischen Jugendbund Habonim an, mit dem er auch an Sommerlagern teilnahm und so etwas Abwechslung und Hoffnung erhielt. Zudem begann Rolf Levisohn eine Lehre in einer Lehrwerkstatt für Schlosserei, die zu der „Volks- und Höheren Schule für Juden“ gehörte und ihren Sitz in der Weidenalle 10b hatte. Dies war eine jüdische Einrichtung zur Förderung und Vorbereitung der Auswanderung nach Palästina.

Bevor Rolf Levisohn mit seiner Ausbildung beginnen konnte, musste er dort zunächst eine Probezeit überstehen. Doch am 4. März 1940 erhielt sein Vater die Benachrichtigung, dass sein Sohn eine Ausbildung zum Schlosser beginnen könne. Henry Halle, ebenfalls Auszubildender in der Schlosserei und ein Freund Rolfs, berichtete später, dass es Rolf Levisohn mit seiner Behinderung in der Schlosserei oft nicht leicht fiel. Er sei wesentlich zierlicher und zerbrechlicher gewesen als die anderen Jungen dort. Deswegen habe man ihn an einen Schraubstock in der hintersten Ecke gestellt, sodass er nicht von den anderen Auszubildenden angerempelt werden konnte.

Im Oktober 1941 kam die Wende im Leben der Familie Levisohn. Sie erhielten die Aufforderung, sich am 24. Oktober in der „Provinzialloge für Niedersachsen“ in der Moor-



Nach der Entkleidung wurden sie durch den Keller auf eine hölzerne Rampe geführt, an deren Ende ein Gaswagen stand. Die Möglichkeit zur Flucht war ausgeschlossen. Nachdem 30 bis 40 Personen in den Wagen gezwängt waren, wurden die Flügeltüren geschlossen. Schließlich wurde die Verbindung von Auspuff und Wageninnerem hergestellt und der Motor angestellt. Daraufhin waren Schreie und Stöhnen der Kinder, Frauen und Männer zu hören. Nach zehn Minuten verstummten diese Geräusche. Die Opfer wurden später in einem Massengrab in den Wäldern rund um Chelmno vergraben. Cilly Levisohn war 46 Jahre, ihr Sohn Rolf 21, als sie auf diese Art getötet wurden. Ihr wahrscheinliches Todesdatum ist der 5. Mai 1942.

Quellen: 1; 4; 5; 8; StaHH 362-2/20, Lichtwarkschule, 45; Hochmuth/de Lorent: Hamburg: Schule unterm Hakenkreuz, S. 98; Louven: Stolpersteine in Hamburg-Wandsbek, S. 120; Offenborn: Jüdische Jugend, S. 837, S. 1211; Pritzlaff: Entrechtet – ermordet – vergessen, S. 16 ff.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



## Irma Friedländer,

geb. Lewensohn (Löwensohn), geb. 13.6.1889 in Bergedorf, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, weiterdeportiert am 15.5.1942 ins Vernichtungslager Chelmno

**Sachsenteor 38 (ehem. Sachsenstraße bzw. Großestraße)** (Verlegeort des Stolpersteins)

## Brigitte Friedländer,

geb. 30.4.1922 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, weiterdeportiert am 15.5.1942 ins Vernichtungslager Chelmno

**Oderfelderstraße 9** (Harvestehude)

**Irma Lewensohn** heiratete Weihnachten 1912 den Hamburger Rechtsanwalt Dr. Herbert Friedländer (1884–1942), der seit 1911 eine Kanzlei in der Hansestadt betrieb. Ab 1918 wohnte die mittlerweile vierköpfige Familie in der Oderfelderstraße 9 im gut situierten Stadtteil Harvestehude. 1928/29 zog sie in derselben Straße in die Hausnummer 17. Ab Ende der 1920er Jahre wechselten die Wohn- und Kanzleiorte häufig, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme alle ein bis zwei Jahre: Winterhuder Marktplatz 2 (1933), Haynstraße 21 (1935–1936), Loogestieg 10 (1937–1938) und Haynstraße 7 (August 1938–1940). Für die Kanzlei sind zwischen 1929 und 1938 sechs Adressen in der Hamburger Innenstadt nachweisbar.

1935 trat Herbert Friedländer in die Jüdische Gemeinde ein. Im Sommer 1938 löste er seine Kanzlei auf. Bereits im April 1938 hatte er sich um die Ausreise bemüht und einen Reisepass beantragt. Daraufhin lud ihn die Devisenstelle am 27. April 1938 zu einer Anhörung vor, bei der Herbert Friedländer nach offizieller Darstellung zu Protokoll gab, er sehe derzeit keine Möglichkeit für eine Auswanderung, da es keine Aussicht auf eine Existenzgründung im Ausland gebe. Ob es sich bei dieser Formulierung um eine verklausulierte Ablehnung der Behörde handelte, ist nur zu vermuten. Vermutlich im Oktober 1939 bemühte er sich erneut um einen Reisepass.

Die Devisenstelle Abteilung R 4 analysierte nüchtern mögliche wirtschaftliche Nachteile für das Deutsche Reich: „Dr. jur Herbert Friedländer, bis Sommer 1938 Rechtsanwalt, will zu einer Informationsreise nach Columbien einen Paß haben. Angeblich will er

wiederkommen, sobald er dort seine Einwanderung und Niederlassung in die Wege geleitet hat. Friedländer ist stark verschuldet. Es ist also nicht glaubhaft, daß er die Fahrt zweimal bezahlen kann. Deshalb bitte Antrag auf jeden Fall an F/Ausw. abgeben. Auch alle anderen Angaben des Friedländer sind mit (...) Vorsicht zu genießen.“ Dennoch bekam er einen Reisepass und konnte im April 1940 von Hamburg nach Genua und von dort weiter nach New York emigrieren.

Stadtteil **Bergedorf**

„Stolpersteine in Hamburg. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 43ff.

Autor  
Björn Eggert

Bereits im Februar 1939 war sein Sohn Harald Friedländer (geb. 1917) nach England ausgereist. Harald Friedländer nahm einen ähnlich klingenden englischen Namen an, möglicherweise wegen der Teilnahme am Krieg, und verzog später nach Kanada. Die ältere Tochter Ingeborg Friedländer (geb. 1915), gelernte Sozialfürsorgerin, emigrierte schon 1933 nach Brasilien und lebte ab 1940 in den USA.

Mit ihrer jüngeren Tochter Brigitte wohnte Irma Friedländer weiterhin in der Haynstraße 7 in Eppendorf, einem so genannten Judenhaus. Die systematische finanzielle Ausplünderung der Familie, nach außen verharmlosend als „Judenvermögensabgabe“, „Reichsfluchtsteuer“ und „Konsulentenabgabe“ (für jüdische Rechtsanwälte) deklariert, degradierte die Familienmitglieder zu Bittstellern gegenüber Staat und Verwandten. Die dringend benötigten Gelder für eine Schiffspassage nach Amerika und der für eine Aufenthaltsgenehmigung erforderliche Nachweis von Eigenkapital waren im Deutschen Reich für Irma und Brigitte Friedländer nicht mehr aufzutreiben.

Auf Irma Friedländers Kultussteuerkartei wurde 1941 handschriftlich vermerkt: „Kein Einkommen. Kein Vermögen, lebt in (...)gemeinschaft gegen freie Wohnung u. Verpflegung.“ Bis Sommer 1941 schrieben sich Irma Friedländer und ihre in den USA lebende Tochter wöchentlich Briefe. Zuletzt kündigte die Mutter auf einer Postkarte an ihren emigrierten Ehemann ihre bevorstehende Deportation an.

Am 25. Oktober 1941 wurde sie mit ihrer Tochter mit dem ersten Deportationszug, der Hamburg verließ, ins Getto Lodz deportiert und dort in einem Zimmer in der Hohensteiner Straße 43/45 einquartiert. Die 19-jährige Brigitte Friedländer wurde in der Garten- und Feldarbeit eingesetzt; ob ihre 52-jährige Mutter eine Arbeitsstelle im Getto hatte, ist fraglich. Die Wohnungseinrichtung in Hamburg wurde vom NS-Staat beschlagnahmt und versteigert. Über das Amerikanische Rote Kreuz versuchte Ingeborg Friedländer, Nachforschungen über den Verbleib ihrer Mutter anzustellen. Auf diese Weise konnte lediglich ermittelt werden, dass Irma und Brigitte Friedländer in den Osten deportiert worden waren.

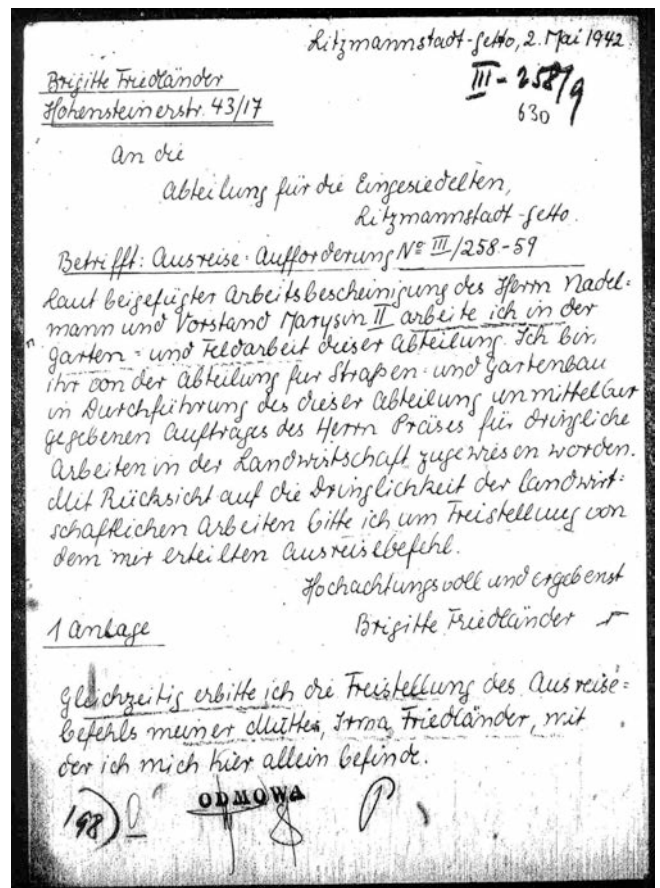
Am 2. Mai 1942 stellte Brigitte Friedländer im Getto Lodz einen Antrag auf Zurückstellung von der bevorstehenden weiteren „Aussiedlung“ für sich und ihre Mutter; Voraussetzung für einen Verbleib im Getto war der Nachweis einer Arbeit. Der Antrag wurde abgelehnt; am 15. Mai 1942 wurden beide in das rund 70 km von Lodz entfernte Vernichtungslager Chelmno weiterdeportiert. Das genaue Todesdatum von Irma und Brigitte Friedländer ist nicht bekannt. Vom Amtsgericht wurden sie später „für tot erklärt auf das Ende des Jahres 1945“. Für Brigitte Friedländer ist die Verlegung eines Stolpersteins in der Oderfelderstraße 9 vorgesehen, wo sie die ersten sieben Lebensjahre verbrachte.

Die aufgezwungene Emigration in die USA, während Frau und eine Tochter in Deutschland bleiben mussten, hatte Herbert Friedländer psychisch sehr mitgenommen. Nach der Mitteilung der Nachricht über die Deportationen seiner Frau und jüngsten Tochter erlitt er einen Schlaganfall, an dessen Folgen er am 19. Mai 1942 in Boston starb.

Im Sommer 1939 zog die verwitwete Bertha Lewensohn, die Mutter von Theodor, Irma und Grete, aus ihrer Wohnung Isestraße 50 (Harvestehude) nach Eppendorf in die Haynstraße 5. Dort lebte sie bei Kurt van der Walde zur Untermiete (Kurt van der Walde wird in der Biographie von Rudolf Samson unter [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de) erwähnt).

Auch dieses Haus wurde später zum „Judenhaus“. Im Nebenhaus wohnte die Tochter Irma Friedländer mit ihrem Ehemann und den beiden Töchtern. Der NS-Staat quartierte Bertha Lewensohn vermutlich bereits im Herbst 1939 in das Jüdische Altersheim in der Sedanstraße 23 (Rotherbaum) um. Zwei Jahre später wurde es als „Judenhaus“ in die Deportations-Logistik einbezogen. Von dort wurde sie am 15. Juli 1942 ins Getto Theresienstadt und am 21. September 1942 mit dem Transport Bp als Nr. 1497 weiter ins Vernichtungslager Treblinka deportiert und ermordet.

Grete Lewensohn (geb. 31.12.1894) heiratete den Berliner Privatdozenten und Mediziner Dr. Hans Walter Kleinmann (1895–1950). Mit ihm emigrierte sie nach Chile, von wo sie 1954 nach Hamburg zurückkehrte.



Handschriftliches Gesuch von Brigitte Friedländer um Rückstellung vom Transport nach Chelmno, 2.5.1942 USHMM

Quellen: 1; 4; 5; StaH 241-2, P 1777; StaH 332-5, 8073 u. 447/1923; StaH 314-15 (OFF), R 1940/492 u. FVg 7995; StaH 351-11, 7807 (ehemals Eg 191284); StaH 351-11 Eg 130689; StaH 351-11, 719; StaH 352-8/7, 1995 Abl. 2, Nr. 19891; StaH 376-2 K 3853; StaH, Bürger-Register 1876–1896, L-Z, Nr. 1973; Stadtarchiv Freiburg/Breisgau, Einwohnermeldeunterlagen (1905); Stadtarchiv München, Meldebogen (1905/06); USHMM (Museum Lodz), RG 15.083, 1275; AB, Anhang Landesherrschaft Bergedorf 1886–1897; AB 1899, 1900, 1910, 1922; TB 1918–1938; Peter von Rönn u. a., Wege in den Tod – Hamburgs Anstalt Langenhorn und die Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus, Hamburg 1993; Beate Meyer (Hrsg.), Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933–1945, Hamburg 2006, S. 62–64 u. 134–137; Heiko Morisse, Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg – Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat, Hamburg 2003, S. 129; Wilhelm-Gymnasium 1881–1956, S. 116; Terezin Shoa victims Data Base, Auskunft Anna Hajkova v. 3.9.2011.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Johanna Steiner,

geb. 29.4.1884 in Groschwitz/Oberschlesien, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 20.4.1942 weiter deportiert

### **Anckelmannstraße 10 (Anckelmannstraße 102)** (Verlegeort des Stolpersteins)

**Johanna Steiner**, genannt Hannchen, stammte aus Oberschlesien. Ihre Mutter Munda wurde am 28. Oktober 1857 in Myslowitz als Rosamunde Hausdorf geboren und heiratete Max Steiner, geboren am 15. April 1856 in Pless bei Kattowitz in Polen. Die Familie zog vor dem Ersten Weltkrieg nach Hamburg und ließ sich in der Anckelmannstraße 102 in Borgfelde nieder. Max Steiners Einkommen als Vertreter war bescheiden. Johanna Steiner blieb ledig und wohnte bei ihren Eltern. Offenbar war sie nie erwerbstätig. Sie wurde 1919 als selbstständiges Mitglied in der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg registriert.

1927 starb ihre Mutter zu Hause, im Jahr darauf, am 12. August 1928, ihr Vater im Bethesda-Krankenhaus in Borgfelde. Eine Nachbarin meldete seinen Tod beim Standesamt.

Johanna Steiner blieb in der Wohnung und vermietete Zimmer. Am 27. März 1940 zog in Erwartung seiner Auswanderung nach New York das Rentnerehepaar Lucie und David Kainer aus Eilbek zu ihr. Offenbar waren die Mieteinkünfte sehr gering, denn sie bezog ab November 1940 Leistungen des Wohlfahrtsamtes.

Sie und ihre Untermieter erhielten den Deportationsbefehl nach Lodz für den 25. Oktober 1941. Die Auflösung der Wohnung mussten sie anderen überlassen. Vom Getto in Lodz wurde Johanna Steiner kurz vor ihrem 58. Geburtstag, am 20. April 1942, weiter deportiert, wahrscheinlich in das Vernichtungslager Chelmno. Lucie und David Kainer wurden im November 1942 „ausgesiedelt“, womit sich auch ihre Spur verliert.



Anckelmannstraße, gerade Hausnummern rechts  
Stadtteilarchiv Hamm

#### Stadtteil **Borgfelde**

„Stolpersteine in den Hamburger Stadtteilen Billstedt –Horn – Borgfelde. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 182ff.

Autorin:  
Hildegard Thevs

Quellen: 1; 4; 5; StaH, 332-5 Standesämter, 928+324/1927, 942+562/1928; 552-1 Jüdische Gemeinden, 992 e 2, Bd. 1.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## **Anna/Chana Frieda Beer,**

geb. Sambor, geb. am 13.12.1893 oder 28.12.1893 in Warschau, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 10.5.1942 nach Chelmno deportiert und ermordet

## **Eduard Beer,**

geb. am 10.10.1893 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 10.5.1942 nach Chelmno deportiert und ermordet

## **Ilse Sambor,**

geb. am 16.4.1919 in Hamburg, am 28.10.1938 nach Zbaszyn abgeschoben, verschollen

## **Martin Beer,**

geb. am 8.12.1924 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 10.5.1942 nach Chelmno deportiert und ermordet

## **Frieda Beer,**

geb. am 24.1.1926 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 10.5.1942 nach Chelmno deportiert und ermordet

## **Lotte Beer,**

geb. am 4.7.1927 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 10.5.1942 nach Chelmno deportiert und ermordet

## **Siegfried Beer,**

geb. am 13.2.1929 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 10.5.1942 nach Chelmno deportiert und ermordet

### **Bartelsstraße 72** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Auf der ersten Liste** der jüdischen Hamburger, die am 25. Oktober 1941 ins Getto nach Lodz (Litzmannstadt) deportiert wurden, waren unter der Adresse Bartelsstraße 72, Haus 3 parterre, sechs Mitglieder der kinderreichen Familie Beer aufgeführt. Die Familie lebte in bescheidenen Verhältnissen.

Sie bestand aus den Eltern Anna Frieda und Eduard Beer und ihren insgesamt acht

#### Stadtteil **Sternschanze**

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 69ff.

Autorin:  
Susanne Lohmeyer

Kindern: der Tochter Ilse Sambor (1919 unehelich geboren), Margot Beer (geb. 1920, gest. 1923), Moritz Wilhelm Beer (geb. 1922), Ruth Beer (geb. 1923), Martin Beer (geb. 1924), Frieda Beer (geb. 1926), Lotte Beer (geb. 1927) und Siegfried Beer (geb. 1929). Die Verfolgung überlebten nur Ruth Beer, die nach Palästina hatte auswandern können, und Moritz Beer. Beide stellten nach Kriegsende Anträge auf Wiedergutmachung, und fast nur aus ihren Angaben erfahren wir etwas über die Familie. Eltern und Kinder lebten vermutlich seit

12	✓	Beer Alfred Isr.	24.1.-96	Erdarb.	Alexanderhofstr. 33/8a
13	✓	Eduard "	10.8.-93	Fellenarb.	Hohensteiner 49/1a
14	✓	Frieda Sara	24.1.-26	Fabrikarb.	—    —
15	✓	Frieda Anna	3.12.-93	Kontoristin	—    —
16	✓	Hans Isr.	14.1.-96	Arbeiter	Storchengasse 7/2
17	✓	Heinz "	10.8.-35	—	—    —
18	✓	Lotte Sara	4.7.-27	—	Hohensteiner 49/1
19	✓	Margot "	9.9.-03	Hausangest.	Storchengasse 7/2
20	✓	Martin Isr.	8.12.-24	Tischlerlehrling	Hohensteiner 49/1
21	✓	von Moritz Wilhelm	8.1.-22	Erdarb.	7.11.41. Abbl. 4 a

Ausschnitt aus der Liste des Hamburger Transports im Getto Lodz  
Gedenkstätte Lodz-Radegast

1936 in der Bartelsstraße. Eine frühere Wohnung lag in der Forbacher Straße 1 in Barmbek, heute Dulsberg.

Die Mutter Anna Frieda wurde in Warschau geboren. Dass es für sie kein eindeutiges Geburtsdatum gibt, mag damit zusammenhängen, dass Warschau zu Russland gehörte und dort der Julianische und nicht der Gregorianische Kalender wie in Westeuropa galt. Sie war die Älteste von mindestens sieben Geschwistern, die zwischen 1893 und 1912 geboren wurden. Ihr Vater Isaak Chaim Sambor kam 1896 mit seiner Familie nach Hamburg. Der Name der Mutter war Salinna Ida, geb. Rother. Die ältesten Kinder waren noch in Warschau geboren, die jüngeren dann in Hamburg. Anna Friedas Vater arbeitete als Zigarettenarbeiter und Händler. Die Familie wechselte oft die Wohnung und wohnte in Hamburg und Altona. Anna Frieda Sambor war erstmals 1909 in Hamburg gemeldet. Da war sie 16 Jahre alt und ging vielleicht „in Stellung“. Ihre erste Meldeadresse war Bismarckstraße 134 (bei Jacobsen). Im Oktober 1909 war sie in der Dillstraße 8 II gemeldet, vor- und nachher in Altona. Keines der Geschwister ist im Gedenkbuch verzeichnet. Lediglich für die Schwester Sara (geb. 1902) findet sich ein Hinweis in der Datenbank von Yad Va shem. Demnach wurde sie von Drancy in Frankreich aus deportiert und ermordet.

Eduard Beer war jüdischer Hamburger, Sohn des Schlachters Moritz Beer und der Mathilde Beer, geb. Sussmann. Als Eduard 1893 geboren wurde, wohnten seine Eltern in der Grindelallee 73, Haus 1. Er besuchte von 1900 bis 1908 die Talmud Tora Schule und machte anschließend eine Lehre als Schlachter. Ab 1924 arbeitete er zehn Jahre lang als Fellowarbeiter bei der Fa. Heine & Fleischmann. 1934 gaben die Inhaber das Geschäft auf, und nach seiner Entlassung gelang es Eduard Beer wegen seiner jüdischen Herkunft nicht mehr, Arbeit zu finden. Er bezog für seine Familie Fürsorgeleistungen und wurde zu Arbeitsmaßnahmen (so genannten Pflichtarbeiten), z. B. als Erdarbeiter, gezwungen. In der Liste der Gemeindemitglieder ist sein Beruf mit „Arbeiter am Staatsquai“ angegeben.

Von der ältesten Tochter Ilse Sambor finden sich, genau wie von ihrer Mutter, fast keine Spuren. Sie ist ebenfalls nicht in den Gedenkbüchern verzeichnet. Nach Angaben ihres Halbbruders Moritz Beer wuchs sie im Jüdischen Waisenhaus in Hamburg auf. Von April 1938 bis zu ihrer Verhaftung im Oktober 1938 wohnte sie bei der Familie in der Bartelsstraße. Im Rahmen der „Polenaktion“ 1938 wurde sie nach Zbaszyn an die polnische Grenze abgeschoben, wo sich ihre Spur verliert.

Moritz Beer (geb. 1922) hat von 1928 bis 1936 die Talmud Tora Schule besucht. Danach war es für ihn nicht mehr möglich, eine kaufmännische Lehrstelle zu finden. Es gelang aber, ihn bei dem jüdischen Schlachter Joseph Mayer in der Eppendorfer Landstraße unterzubringen, wo er als Bote und Reinigungskraft beschäftigt wurde. Nach der Pogromnacht gab Joseph Mayer den Laden auf und Moritz wurde entlassen. Vom Arbeitsamt wurde er dann als ungelernter Erdarbeiter in den Kreis Stade vermittelt. Die Firma E. Schmidt in Harsefeld hatte ihn ab März 1939 bei der dortigen Krankenkasse angemeldet und wohl für verschiedene Zeiträume Beiträge gezahlt. Der Vater Eduard Beer war von derselben Firma im Sommer 1938 für einen Monat bei der Krankenkasse angemeldet worden. Eine Lücke in der Krankenkassenmeldung besteht für die Zeit vom Juli 1939 bis August 1940. Im Sommer 1939 nämlich war Moritz Beer Erntehelfer im Dorf Garzin östlich von Berlin und gelangte von dort am 13. November 1939 in ein Umschulungslager in Paderborn, das ab Juni 1939 von der Reichsvereinigung in Abstimmung mit der Gestapo und der Stadt Paderborn eingerichtet worden war. Moritz kam dann am 19. Mai 1940 zurück nach Hamburg und arbeitete wieder in Harsefeld. Am 25. Oktober wurde er mit seinen Eltern und vier Geschwistern deportiert. In Lodz fand sich noch eine Spur von ihm: Er war untergebracht in der Hausierergasse 1 a, und sein Name taucht auf einer Arbeiterliste des XX. Transports vom 7. November 1941 auf. Er war registriert unter der Nummer 1328. Nach eigenen Angaben wurde er vom Getto „Litzmannstadt“ nach Posen ins Arbeitslager Remo gebracht und von dort ins KZ Auschwitz, Unterlager Fürstengrube. Als die russische Front 1945 näher rückte, kam er nach Dora-Nordhausen. Von dort aus ging es im März 1945 nach Schleswig-Holstein. Am 2. Mai 1945 bestieg er das Schiff Cap Arcona, dessen Bombardierung er als einer von Wenigen überlebte. In Neustadt/Holstein wurde er befreit. Von seiner Familie lebte zu diesem Zeitpunkt nur noch seine Schwester Ruth in Palästina. Anfang 1947 reiste auch Moritz Beer dorthin.

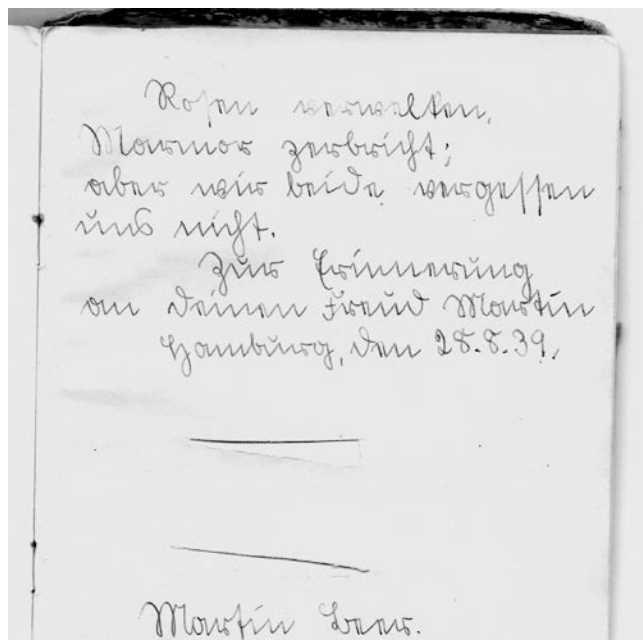
Ruth Beer (geb. 1923) besuchte die Jüdische Mädchenschule in der Karolinenstraße. 1939 wanderte sie mit der Jugend-Alija nach Palästina aus, bevor sie die Schule in Hamburg hatte beenden können. Da sie keinen Beruf erlernt hatte, arbeitete sie in Palästina zunächst in der Landwirtschaft und war dann beim englischen Militär als Hilfsschwester tätig, wo sie auch ihren späteren Ehemann kennenlernte.

Martin Beer (geb. 1924) besuchte die Talmud Tora Schule und wurde Ostern 1940 nach Abschluss der Klasse 8 G entlassen. Auch seine Klassenkameraden Walter Golenzer und Peter Glück (siehe dort) wurden deportiert und ermordet. Dasselbe Schicksal ereilte den Klassenlehrer der Jungen, Ernst Streim. An Martin erinnerte sich seine ehemalige Klassenkameradin und Freundin Steffi Wittenberg, die noch ein Poesiealbum aus ihrer Schulzeit besitzt, in das auch Martin Beer einen Spruch geschrieben hat. Steffi Wittenberg

erinnerte sich auch an den gemeinsamen Lehrer Naphtali Eldod, für den ein Stolperstein in der Hallerstraße 55 liegt.

Lotte Beer (geb. 1927) wurde 1934 in die Mädchenschule in der Karolinenstraße eingeschult. Bevor sie ihre Volksschulzeit beenden konnte, wurde sie deportiert. Auch das jüngste Kind, Siegfried Beer (geb. 1929), besuchte die Talmud Tora Schule.

Nach der Deportation lebte die Familie im Lodzer Getto gemeinsam in der Hausierergasse (heute Flisacka) 1, Wohnung 1A. In einer noch vorhandenen Liste in Lodz ist die Adresse mit Tintenstift eingetragen und überschrieben Hohenstein(straße) 49/1a. Die Eltern und die Kinder Martin, Lotte und Siegfried wurden am 10. Mai 1942 vom Getto Lodz ins Vernichtungslager Chelmno transportiert und dort ermordet.



„Rosen verwelken, Marmor zerbricht, aber wir beide vergessen uns nicht. Zur Erinnerung an deinen Freund Martin, Hamburg, den 28.8.1939, Martin Beer“. Eintrag im Poesiealbum von Steffi Wittenberg  
Privat

Quellen: 1; 4; 5; 8; StaH 332-5 Standesämter, 9087 und 1681/1893; StaH 351-11 AfW; StaH 522-1 Jüdische Gemeinden 992e2 Band 1 Deportationsliste; StaH 332-8 Meldewesen, A 30; StaH 741-4 Fotoarchiv Sa 1248; HAB IV 1926; Peter Offenborn: Jüdische Jugend; Deportationsliste Litzmannstadt, Gedenkstätte Lodz Radegast; Auskunft von Steffi Wittenberg.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



## **Martin Cremer,**

geb. am 2. 4. 1874 in Jever (Oldenburg), deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 4.5.1942 in Chelmno ermordet

## **Pauline Cremer,**

geb. Levy, geb. am 11.6.1880 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 4.5.1942 in Chelmno ermordet

## **Bertha Cremer,**

geb. am 11.3.1905 in Bant-Rüstringen, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, am 4.5.1942 in Chelmno ermordet

### **Rellinger Straße 6** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Als Martin und Pauline Cremer** am 1. Februar 1903 heirateten, war er 28 Jahre alt, seine Frau fünf Jahre jünger. Beide wohnten zusammen in Bant, einem kleinen Ort bei Wilhelmshaven. Martin stammte aus dem Oldenburgischen, aus Jever. Dort lebten auch seine Eltern, Abraham und Marianne Cremer. Pauline war Hamburgerin, die Tochter des Kürschners Meyer Levy und seiner Frau Lea, geborene Salomon. In Bant kamen auch Martin und Pauline Cremers Töchter zur Welt: Ende Oktober 1903 Leonore, knapp anderthalb Jahre später Bertha.

1907 zog die Familie nach Hamburg, wo sich die Eltern eine gemeinsame berufliche Existenz aufbauten. Martin Cremer hatte den Schlachterberuf erlernt und eröffnete 1924 im hinteren Teil der zu jener Zeit noch sehr belebten und beliebten Einkaufsstraße Eimsbütteler Chaussee eine Schlachtereierie: im Haus 130, das fast an der Fruchttallee lag. Im selben Gebäude hatte er eine Dreizimmerwohnung für seine Familie gemietet, beides zusammen für eine günstige Miete von 90 Reichsmark (RM) im Monat. Das Geschäft lief gut, Pauline Cremer und ihr Mann arbeiteten fast rund um die Uhr. Zusätzlich hatten sie einen Schlachtergesellen eingestellt sowie eine Aushilfe, die jeden Samstag kam und immer dann, wenn mit besonders viel Betrieb zu rechnen war, also etwa vor Ostern und Weihnachten. Außerdem beschäftigte das Ehepaar Cremer eine Reinmachefrau, die sich sowohl ums Geschäft

als auch um die Wohnung kümmerte.

Die Schlachtereierie bot außer allen Fleischsorten auch Geflügel und Wild an, hinzu kamen einige Feinkostprodukte. Zu den größeren Kunden gehörten ein Krankenhaus sowie zwei Einrichtungen, die Mittagstisch anboten. Ein eigener Lieferwagen zählte ebenfalls zur Geschäftsausstattung, außerdem hatte Martin Cremer für seine Waren im städtischen Kühlhaus eine Kühlzelle gemietet. Als zum 1. April 1930 die

#### Stadtteil Eimsbüttel

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 136ff.

Autorin:  
Frauke Steinhäuser

Handwerksrolle der Hamburger Schlachterinnung eingeführt wurde, ließ er sich sofort eintragen.

Die ältere Tochter Leonore ging bis Oktober 1918 auf die Israelitische Töchter Schule an der Karolinenstraße. Anschließend besuchte sie das „Schreib- und Handels-Lehrinstitut Grone“, um kaufmännische Kenntnisse zu erwerben, und war dann in verschiedenen Firmen als Kontoristin bzw. Stenotypistin tätig. Ihre jüngere Schwester Bertha war körperlich gehandicapt. Sie litt an einer Verkürzung des linken Beines, einer Versteifung des Hüftgelenks sowie einer Fußfehlstellung. Auch war sie lernbehindert und kam zunächst auf eine der damals „Hilfsschulen“ genannten Einrichtungen. Diese musste sie aber nach der zweiten Klasse wieder verlassen. Versuche, „sie ins Erwerbsleben zu integrieren“, scheiterten an Bertha Cremers „Schwachsinn“, so die Diagnose eines Vertrauensarztes des damaligen Hamburger Arbeitsamtes. Eine Unterbringung im Martha-Helenen-Heim, das Arbeiterinnen eine Wohnmöglichkeit sowie die Teilnahme an Kursen zur Förderung der Allgemeinbildung bot, lehnte wiederum der Hauptfürsorgeausschuss der Stadt Hamburg ab, weil ein von ihm beauftragter Vertrauensarzt „keinen Fortschritt in Bezug auf die Erwerbsfähigkeit“ Bertha Cremers feststellen konnte.

Im März 1929 brachte die junge Frau ein totes Kind zur Welt, was zusammen mit der ärztlichen Diagnose im Mai 1934 dazu führte, dass sie im Allgemeinen Krankenhaus Barmbek zwangssterilisiert werden sollte. Seit 1931 wurden ihr zudem nacheinander verschiedene Fürsorgerinnen und Fürsorger des Hamburger Pflegeamts als Vormund zugeteilt. Das war möglich, weil sie zuvor auf Antrag des Pflegeamtes durch die Staatsanwaltschaft entmündigt worden war. In jenen Jahren lebte sie abwechselnd bei den Eltern und in verschiedenen Heimen – erst in den Alsterdorfer Anstalten, dann im Pflegeheim Martinstraße des Pflegeamtes Hamburg und danach im Versorgungsheim Farmsen. Dorthin wurde sie Mitte 1931 von der Martinstraße aus überwiesen, weil sie „infolge ihrer abnormalen Veranlagung das Heim in jeder Weise übermäßig belastet“. Deutlicher wurde wenig später das Versorgungsheim Farmsen in einem Schreiben an die Hamburger Wohlfahrtsbehörde: Bertha Cremer „führt sich verhältnismäßig. Sie ist jedoch völlig halt- und hemmungslos, lässt sich zu allem verführen und ist fast schamlos triebhaft. Arbeitsleistungen sind gering. Ausgesprochener Bewahrungsfall“. Diese Kategorisierung passte zu den damals intensiv geführten sozialpolitischen Diskussionen über ein so genanntes Bewahrungsgesetz, hinter dem der Gedanke stand, eine Zwangsunterbringung für als „asozial“ diffamierte Randgruppen in geschlossenen Fürsorgeanstalten zu fordern. Für die Unterbringung seiner Tochter in Farmsen zahlte Martin Cremer alle vierzehn Tage rund 10 RM.

Dann kam der 1. April 1933. Für diesen Tag hatten die Nationalsozialisten einen Boykott von Geschäften, Kanzleien und Praxen jüdischer Eigentümerinnen und Eigentümer organisiert. SA-Leute postierten sich vor den Eingängen, behinderten und beleidigten jeden, der hinein oder hinaus wollte. Auch Martin Cremers Schlachterei war betroffen. Ein SA-Mann stand vor der Tür und stellte sich allen entgegen, die vorhatten, den Laden zu betreten. Von da an ging es mit dem Geschäft bergab. Martin und Pauline Cremer hatten mit erheblichen Umsatzeinbußen zu kämpfen, da manche Stammkundinnen und -kunden ausblieben. Auch eröffnete in direkter Nachbarschaft ein zweiter, nichtjüdischer Schlachter

ein Geschäft, der eine starke Konkurrenz darstellte. Martin Cremer versuchte sich zunächst damit zu behelfen, dass seine Familie und er die Jüdische Gemeinde verließen und sich taufen ließen. Doch bereits im Sommer 1934 traten sie wieder aus der evangelisch-lutherischen Kirche aus und kehrten zurück in die Jüdische Gemeinde. Da hatte Cremer bereits resigniert. Zum 15. November 1934 verkaufte er sein Geschäft. Auch musste die Familie aus dem Haus in der Eimsbütteler Chaussee in eine kleinere und günstigere Wohnung am Eimsbütteler Marktplatz ziehen, denn sie hatte nun kein Einkommen mehr. Die rund 16 800 RM, die Martin Cremer für die Schlachterei bekam, waren schnell aufgebraucht: durch noch anfallende Umsatzsteuer, die restliche Ladenmiete, Gas, Telefon, Makler, Umzug sowie durch die weiterhin nötigen Kosten für Wohnungsmiete, Strom, Gas, Krankenkasse, Lebensmittel und die Versorgung der Tochter Bertha. Plötzlich war die Familie auf die Wohlfahrt angewiesen. Auch die ältere Tochter, Leonore, fand keine Arbeit mehr und erhielt nun bis auf kurze Unterbrechungen Arbeitslosengeld. Sie wohnte in jener Zeit ganz in der Nähe der Eltern am Eimsbütteler Marktplatz zur Untermiete und wechselte in den kommenden Jahren häufig die Adresse.

Während Pauline Cremer sich nun ausschließlich um den Haushalt kümmerte und ein Zimmer untervermietet hatte, ging es ihrem Mann gesundheitlich immer schlechter. Er litt unter chronischen Herz- und Magenbeschwerden, konnte nur leichte Arbeiten verrichten und kaum etwas hinzuverdienen. Bertha Cremer hatte seit Anfang 1935 in der „Bewahrabteilung“ des privat geführten Abendroth-Hauses gelebt. Dort wurde sie rund zwei Jahre später wieder entlassen, da sie nun offenbar doch als arbeitsfähig galt. Im Sommer 1937 wies ihr das Pflegeamt eine Stelle in den Hamburger Bürgersälen an der Wandsbeker Chaussee zu, die unter anderem ein großes Restaurant und eine Teestube enthielten. Dadurch sollte sie ihre Unterkunft in Zukunft selbst zahlen können. Die Eltern waren dazu nicht mehr in der Lage und der Staat wollte dafür nicht länger aufkommen. Bertha Cremer wohnte mittlerweile in einem Mädchenheim des 1934 gegründeten Landeskirchlichen Amtes für Innere Mission, dem Vorläufer des Diakonie-Hilfswerks Hamburg. Die Arbeit in den Bürgersälen war für sie aber offenbar zu schwer, so dass sie wenige Wochen später kündigte. Daraufhin brachte das Pflegeamt sie in den Hamburger Werkstätten für Erwerbsbeschränkte unter – erst zum Tütenkleben, dann zur Mattenflechtere.

In den folgenden zwei Jahren wechselte Bertha Cremer mehrfach die Arbeitsstelle und den Wohnort, dabei wohnte sie nach dem Auszug aus dem Mädchenheim offenbar nur noch privat zur Untermiete. Auch erkrankte sie immer wieder, teilweise schwer, und war deshalb oft nicht arbeitsfähig. Die Hamburger Sozialverwaltung sprach sich für ihre Unterbringung bei den Eltern aus, doch Martin und Pauline Cremer, die mittlerweile zusammen mit ihrer Tochter Leonore in der Rellinger Straße 6 wohnten, argumentierten dagegen. Bertha sei sehr eigenwillig, ließe sich nichts sagen und würde „unter Umständen sogar tötlich“.

Während die Eltern unter Armut und gesundheitlichen Problemen litten, die Schwester von einer Arbeitsstelle zur anderen, von einer Unterbringung zur nächsten wechselte, gelang Leonore Cremer im Juli 1939 per Schiff die Emigration nach England. Sie durfte lediglich einen Koffer und einen Hutkarton als Handgepäck mitnehmen sowie drei weitere Koffer als Reisegepäck befördern lassen.

Cremer, Martin		geboren 2. 4. 74 in Yener		Nr. II Karte 10532	
Firma und Branche		Geschäfts-Adresse		Wohnung	
		19/ Kellingerstr. 6. St.		Kontostamm n. Steuernummer	
Ehemalige: Abraham		Jahr	Von- bis	Gegenstand bis	
Ehefrau: Pauline		1883	0	19	
geb. Levy 11.6.80 Hbg.					
Kinder:					
1. Leonore 31.10.03		1898	0	19	
2. Bertha 11.3.05					
3. -					
4. -					
5. -					
6. -					
7. -					
8. -					
9. -					
ausgegeben am 25. OKT. 41.					
durch: -USSIEDELG.					

Kultussteuerkarteikarte für Martin Cremer mit dem Vermerk „Aussiedelung“ (unten links) zum 25. Oktober 1942 StaHH

Am 25. Oktober 1941 wurden Pauline, Martin und Bertha Cremer nach Lodz verbracht. Ihre Möbel und Haushaltsgegenstände wurden beschlagnahmt und vom Auktionator Jäkel versteigert. Der Reinerlös von 43,16 RM fiel an die Oberfinanzkasse Hamburg. Ebenfalls in dem Transport nach Lodz befand sich Sophie Cremer, Martin Cremers jüngere Schwester, die auch in Hamburg gelebt hatte. Am 4. Mai 1942 wurden Martin, Pauline, Bertha und Sophie Cremer von Lodz aus ins Vernichtungslager Chelmno deportiert.

Leonore Cremer gelang es nicht, sich in England einzufinden. Sie lebte dort völlig verarmt und einsam, war psychisch labil und immer wieder krank. Eine Rückkehr nach Deutschland stellte für sie aber offenbar auch keine Möglichkeit dar. 1948 erhielt sie die britische Staatsangehörigkeit. Leonore Cremer starb im März 1974 an den Folgen von Knochenmarkskrebs.

Quellen: 1; 2 (FVg 4908); 4; 5; 8; StaH 332-5 Standesämter, 8623 u. 32/1903; ebd., 1979 u. 2846/1880; StaH 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 311003 (darin auch die Fürsorgeakte über die Familie Cremer AZ C 5410); StaH 522-1, 390 Jüdische Gemeinden, Wählerliste 1930; Bake, Wer steckt dahinter?; Freund-Widder, Frauen unter Kontrolle; Willing, Bewahrungsgesetz.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Betty Holstein,

geb. am 17.6.1884 in Hamburg, deportiert nach Lodz am 25.10.1941, am 10.5.1942 nach Chelmino deportiert und ermordet

## Ellen Kämpfer,

geb. Holstein, geb. am 11.1.1894 in Hamburg, deportiert nach Lodz am 25.10.1941, am 10.5.1942 nach Chelmino deportiert und ermordet

### Eichenstraße 22 (Verlegeort der Stolpersteine)

„**Meine Mutter**, Elfriede Thunsdorff-Mollenhauer (1902–1994), bekam zu der Zeit als die Juden von den Nationalsozialisten in die Konzentrationslager verschleppt wurden von einer guten Freundin ein Paket – ca. 30x20x15 cm groß – übergeben. Auf der Rückseite des Paketes ist in der Schrift meiner Mutter der Name der Freundin vermerkt: Ellen Kämpfer. Auf dem groben Packpapier sind ein ‚Expressgut‘-Aufkleber mit der ‚Nr. 1979 von München Hbf 3‘, sowie ein zweiter Aufkleber mit dem handschriftlichen Vermerk ‚Über Lüneburg‘ geklebt. Ellen Kämpfer hat zum Einpacken vermutlich ein altes Packpapier verwendet, denn sie hatte – wie wir jetzt wissen – eine ältere Schwester, die in München lebte. Ellen Kämpfer hatte meine Mutter kurz vor ihrer Deportation in das ‚Arbeitslager‘ gebeten, das Paket mit persönlichen Dingen für sie aufzubewahren. Ich glaube, dass meine Mutter damals schon wusste, dass sie ihre Freundin wohl nie wiedersehen würde, aber die Hoffnung ist eine starke Kraft, die erst zu allerletzt erlischt.“ Mit diesen Zeilen beginnt ein Text von Peter Thunsdorff auf seiner Website. Den Namen Ellen Kämpfer lesen wir auch auf einem Stolperstein in der Eichenstraße 22. Welche Lebensgeschichte gehört zu diesem Namen und dem Namen Betty Holstein auf einem weiteren Stein an dieser Adresse?

Betty Holstein und Ellen Kämpfer waren Schwestern. Ihre Eltern hießen Ferdinand und Johanna (Hana) Holstein, geb. Delmonte, sie hatten 1883 geheiratet. Hana Delmonte stammte aus einer sephardischen Familie. Ihre Mutter Simcha war eine geborene Sealtiel. Ferdinand Holstein hatte eine Agentur für Herrenkonfektion. Als Betty geboren wurde, wohnte die Familie in der Bellealliancestraße 2. Knapp zehn Jahre später, als ihre Schwester

Ellen Johanna geboren wurde, lebte sie in der Fruchttallee 33. Wahrscheinlich ist die Familie oft umgezogen. Zur Familie gehörten insgesamt vier Kinder, drei Töchter und ein Sohn. Im Oktober 1885 wurde die Tochter Selma Zimcha und im Dezember 1886 der Sohn Leo Martin geboren. Zu diesem Zeitpunkt war als Adresse die Kampfstraße 38 vermerkt. Als die Kinder schon erwachsen waren, lebten die Eltern mit den Töchtern in der Bismarckstraße 14. Die Mutter Johanna Holstein wurde

#### Stadtteil Eimsbüttel

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 306ff.

Autorin:  
Susanne Lohmeyer

fast 91 Jahre alt. Sie starb im Februar 1941 im Altenhaus in der Sedanstraße 23. Die Deportation der beiden Töchter erlebte sie nicht mehr.

Die letzte Adresse der Schwestern in Hamburg war die Eichenstraße 22 im oberen Erdgeschoss, wo beide wohl seit 1936 zusammen lebten. Vorher hatte Betty Holstein in der Bismarckstraße 14 bei ihrer Mutter gewohnt, gemeinsam mit der verheirateten Schwester Selma und deren Mann und Sohn. Betty und Ellen hatten bei der Firma Coutinho, Caro & Co. KG als Kontoristinnen bzw. Buchhalterinnen gearbeitet, die ihren Sitz in der Bugenhagenstraße 6 hatte und Metalle exportierte.

Die Schwestern erhielten den Deportationsbefehl für den Transport am 25. Oktober 1941 ins Getto Lodz. Auch dort war Betty weiter als Buchhalterin registriert.

In der Liste für den Hamburger Transport war in Lodz als Adresse die Rungestraße eingetragen. Erhalten ist ein Schreiben vom 2. Mai 1942, in dem Betty Holstein, die zu der Zeit die Adresse Richterstraße 9, Wohnung 11 hatte, um die Rückstellung eines „Ausreisebefehls“ bat. Sie begründete diese Bitte mit ihrer Erfahrung im Gartenbau. Da eine entsprechende Arbeitsstelle nicht nachgewiesen werden konnte, war der Beschluss der Kommission klar: Ablehnung. Es ist möglich, dass Betty Holstein mit dem Transport 4 am 7. Mai 1942 ins Vernichtungslager Chelmino gebracht und dort ermordet wurde. In der Meldekartei erscheint das „Ausreisedatum“ 10. Mai 1942. Es kann aber sein, dass es einige Zeit dauerte, bis die Information über die „Ausreise“ im Einwohnermeldeamt in Lodz eingetragen wurde. Auch diesen letzten Weg ging sie wohl zusammen mit ihrer Schwester.

Ellen hatte im August 1921 Johannes Kämpfer geheiratet, zu dem sie in die Süderquaistraße 11 nach St. Georg zog. Vorher hatte auch sie bei den Eltern in der Bismarckstraße 14 gewohnt. Johannes Kämpfer war nichtjüdisch und evangelisch. Vermutlich war seine Frau deshalb aus der Jüdischen Gemeinde ausgetreten bzw. ausgeschlossen worden. Die kinderlose Ehe wurde 1935 geschieden. Auf der Karteikarte der Gemeinde ist der 5. September 1938 als Datum des Wiedereintritts in die Gemeinde eingetragen. Kultussteuer konnte sie nach ihrem Wiedereintritt noch bis Anfang 1940 bezahlen, d. h. so lange verfügte sie über ein Einkommen. Danach musste sie ihre Beiträge einstellen. In der Karteikarte gibt es einen Vermerk „50,- p. Mt. Für Frühstück und Mittagessen“ mit dem Datum 28. November 1940. Sie wurde zu dem Zeitpunkt von der Gemeinde unterstützt.

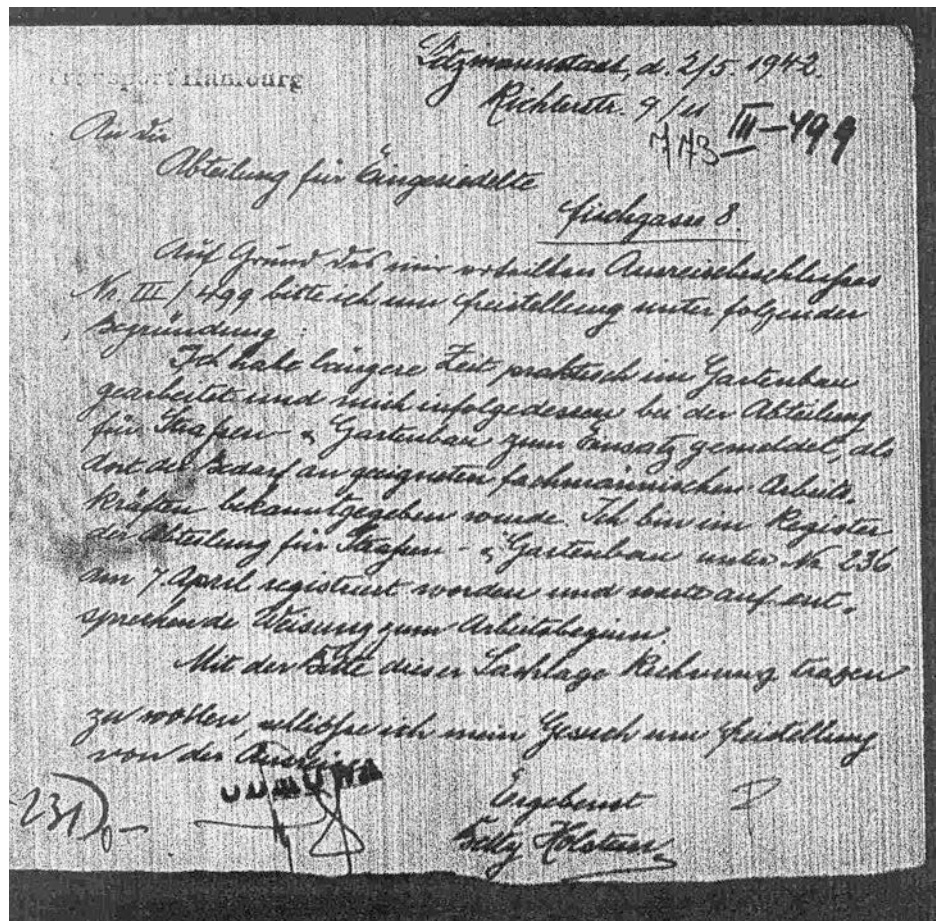
In Lodz wohnten beide Frauen zusammen in der Richterstraße 9, Wohnung 11. Auch Ellen schrieb wie ihre Schwester ein Gesuch gegen die „Ausreise-Aufforderung“ III/498, in dem sie unter Hinweis auf die Tätigkeit der „Arbeitsgruppe Adolf Getz“ um eine Ausnahme von der „Ausreise-Aufforderung“ bat. Sie hatte nach ihren Angaben dort als kaufmännische Angestellte ausgeholfen und eine erkrankte Stenotypistin und Korrespondentin fünf Wochen lang Anfang 1942 vertreten. Zur Zeit ihres Gesuchs war sie angeblich als „Beamtin“ vorgesehen. Das Gesuch wurde eigentlich genehmigt, denn es trug den Stempel „Nadkontyngent“ (Überkontingent). Trotzdem erscheint im Melderegister die Eintragung, dass die „Ausreise“ zum 10. Mai 1942 vollzogen wurde. Auch im Gedenkbuch des Bundesarchivs erscheint dieses Datum, so dass man annehmen kann, dass Ellen Kämpfer zwischen dem 7. Mai (Datum des vierten Mai-Transports, mit dem die meisten Hamburger

Betty Holsteins Gesuch um Freistellung von der „Ausreise“:

„Litzmannstadt, den 2.5. 1942, Richterstraße 9/11.

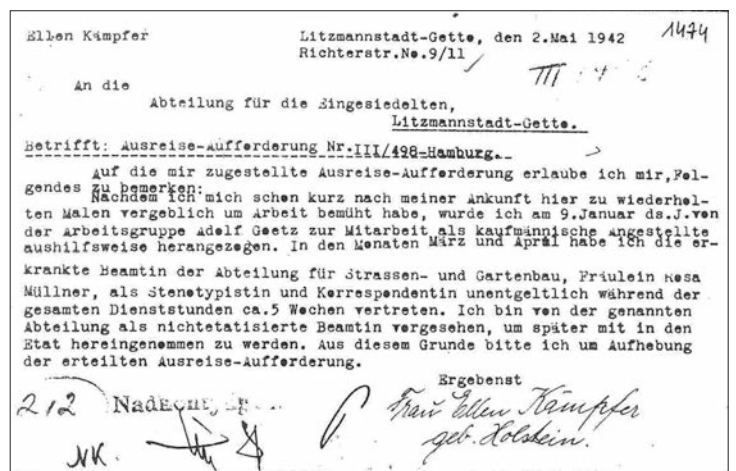
Auf Grund des mir erteilten Ausreisebefehls Nr. 3/499 bitte ich um Freistellung unter folgender Begründung. Ich habe längere Zeit praktisch im Gartenbau gearbeitet und mich infolgedessen bei der Abteilung für Straßen- und Gartenbau zum Einsatz gemeldet, als dort der Bedarf an geeigneten fachmännischen Arbeitskräften bekanntgemacht wurde. Ich bin im Register der Abteilung für Straßen- & Gartenbau unter Nr. 236 am 7. April registriert worden und warte auf entsprechende Weisung zum Arbeitsbeginn. Mit der Bitte dieser Sachlage Rechnung tragen zu wollen, schließe ich mein Gesuch um Freistellung von der Ausreise.

Ergebenst Betty Holstein“  
USHMM



nach Chelmno abtransportiert wurden) und dem 10. Mai (Datum des siebten Mai-Transports) das Getto verlassen musste. Wahrscheinlich war der Brief das letzte Lebenszeichen von ihr.

Kurz vor ihrer Deportation vertraute Ellen Kämpfer einer Freundin ein Paket mit persönlichen Dingen zur Aufbewahrung an. Diese Freundin Elfriede Thunsdorff-Mollenhauer behielt das Paket immer bei sich, obwohl sie oft umzog. Sie öffnete es nie. Erst sehr viel später, Anfang 2001, Jahre nach dem Tod Elfriede Thunsdorff-Mollenhauers, haben deren Kinder das Geheimnis gelüftet, die Geschichte des Pakets teilweise recherchiert und es dem Jüdischen Museum in Berlin übereignet, das die Exponate in verschiedenen Zusammenhängen gezeigt hat. Das Paket enthielt einige Habseligkeiten: Kleidungsstücke, Drogerieartikel, einen Abrechnungszettel und eine Photomappe. Die Photomappe stammte von der „Drogerie und Photohaus Erich Rotermund, Hamburg 19, Eppendorferweg 84“. Dieses Geschäft – es war später eine Parfümerie – hat noch bis vor einigen Jahren an diesem Ort existiert. Der Sohn Peter Thunsdorff sagte in einem Interview: „Die Ellen Kämpfer hat sicher gewusst, dass das eine verlässliche Freundin ist, der sie das übergeben kann.“



Die Schwester Ellen Kämpfer beantragt ebenfalls die Aufhebung der „Ausreiseaufforderung“.  
USHMM

Da auf dem Paket ein „Expressgut“-Aufkleber aus München klebte, existiert wahrscheinlich ein Zusammenhang mit der Schwester Selma Zimcha, die 1918 den in München lebenden Handlungsgehilfen August Ludwig Baier geheiratet hatte. Vermutlich lebte Selma kurze Zeit in München, denn sie arbeitete bei der Münchner Firma Metzeler und Co. Vorwiegend wohnte sie aber mit ihrer Familie in Hamburg. Ihr Mann erwarb 1919 die hamburgische Staatsbürgerschaft. Bis 1922 versuchte er mit einem Export-Geschäft Fuß zu fassen. Das gelang nicht, und Selma Baier musste die Familie versorgen. Ihr 1919 geborener Sohn Ludwig war zeitweise aus gesundheitlichen Gründen im Glüsinger Lichtschulheim untergebracht, einer 1933 geschlossenen Reformschule. Selma betrieb in der Wohnung Bismarckstraße 14 ein Schreib- und Übersetzungsbüro, wo sie zum Beispiel Manuskripte von Doktoranden und Schriftstellern abtippte oder Geschäftsbriefe verfasste. Außen am Haus wies ein Blechschild auf dieses Büro hin. Im Adressbuch ist unter der Adresse Bismarckstraße 14 aber nur ihr Ehemann mit der Berufsbezeichnung Buchhalter eingetragen. 1939 lebte sie von ihrem Ehemann getrennt in der Goebenstraße 46 parterre. Im Mai 1939 emigrierte sie nach England, wo sie bis zu ihrem Tod 1957 lebte und beruflich tätig war. Die Auswanderung wurde vom Jüdischen Hilfsverein finanziert. Vermögen hatte Selma nicht. Im Februar 1939 hatte sie eine Liste mit den Sachen anlegen müssen, die sie mitnehmen wollte. Als sie schon in England war, bat sie ihre Schwester Betty, ihr ein paar vergessene Sachen nachzuschicken. Dafür musste Betty wieder bürokratische Mühsal auf sich nehmen, denn sie durfte nicht einfach ein Paket nach England packen. Im November 1942 wurde Selma in Hamburg in Abwesenheit schuldig geschieden nach § 49 Ehegesetz gemäß § 60 Abs. 1. Das bedeutet, dass ihr eine schwerwiegende Eheverfehlung in Kombination mit der Zerrüttung der Ehe vorgeworfen wurden. Ihre Emigration war also für den „arischen“ Ehepartner ein Scheidungsgrund gewesen. Ihr Mann heiratete nach der Scheidung sofort wieder. Er starb 1953. Wir wissen nicht, was den Anstoß zur Emigration gab, denn Selma war 1939 schon über 50 Jahre alt und eine Emigration erforderte viel Mut. Ihre beiden Schwestern, die keine Familie hatten und eigentlich unabhängiger waren, hatte sie wohl nicht zur Emigration bewegen können. Selmas Sohn Ludwig hat wie seine Mutter überlebt. In den 1950er Jahren lebte er mit ihr in Birmingham.

Der einzige Bruder der Schwestern Holstein, Leo Martin, kam schon im Ersten Weltkrieg zu Tode und hat die Zeit der Verfolgung nicht mehr erlebt.

Quellen: 1; 2 (FVg 4655; R1940/800); 4; 5; StaH 332-5 Standesämter, 8987 und 2362/1884; StaH 332-5, 8759 und 509/1921; StaH 332-5, 8724 und 229/1918; StaH 332-5, 8174 und 40/1941; StaH 332-5, 9101 und 149/1894; StaH 351-11 AfW, 8526; StaH 522-1 Jüdische Gemeinden 992e2 Band 3 Deportationsliste; USHMM 299/773 und 301/1474 (Last letters from Lodsch); HAB II 1926, 1932 und 1937; [http://www.thunsdorff.eu/html/wider\\_das\\_vergessen.html](http://www.thunsdorff.eu/html/wider_das_vergessen.html); Beate Meyer, „Jüdische Mischlinge“, S. 68ff.; Archiv Landgericht HH, 2R29/42; Archiv Jüdisches Museum Berlin, PR 051215, Interview Peter Thunsdorff, RBB-Kulturradio 2005; Deportationsliste Litzmannstadt, Gedenkstätte Lodz Radegast.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

Siehe auch:  
[http://www.thunsdorff.eu/html/wider\\_das\\_vergessen.html](http://www.thunsdorff.eu/html/wider_das_vergessen.html)  
(Das Paket, das die Hoffnung überlebte)



## Julius Lefebre,

geb. am 12.12.1885 in Zicker (Rügen), deportiert nach Lodz am 25.10.1941, in Chelmno am 10.5.1942 ermordet

## Aurelie Lefebre,

geb. Lewinsky, geb. am 13.5.1891 in Graudenz, deportiert nach Lodz am 25.10.1941, in Chelmno am 10.5.1942 ermordet

## Horst Heinz Lefebre,

geb. am 9.3.1921 in Hamburg, deportiert nach Lodz am 25.10.1941, in Chelmno am 10.5.1942 ermordet

### Eppendorfer Weg 172 (Verlegeort der Stolpersteine)

**Die Eltern** von Julius Lefebre waren Heymann und Rosa Lefebre, geb. Kolath. Julius Lefebre wurde in Zicker auf Rügen geboren. Seine Ehefrau Aurelie war die Tochter von Elias und Rosalie Lewinsky, geb. Conitzer. Sie stammte aus Graudenz in Westpommern, dem heute polnischen Grudziadz. Der gemeinsame Sohn Horst wurde 1921 in Hamburg geboren.

Julius Lefebre war Kaufmann. Seine Geschäftsadresse war die Süderstraße 29. In der Nähe der Süderstraße, nämlich in der damaligen Lorenzstraße 29, hatte die Familie auch gewohnt, bevor sie nach Hoheluft-West in den Eppendorfer Weg zog. Der Sohn war Lehrling in der Firma Isaac Levysohn Nachf. in der Mühlenstraße 42. Laut Adressbuch handelte die Firma mit Borsten. Vermutlich war es ein jüdisches Unternehmen. Horst Lefebre wohnte bei seinen Eltern.

Anfang der 1940er Jahre hatte die Familie einen Untermieter, den 1898 geborenen Josef Katzenellenbogen, der kurz nach der Familie Lefebre am 8. November 1941 nach Minsk deportiert wurde. Er hatte früher in der Habichtstraße gewohnt und war Schriftsetzer.

In Lodz lebte die Familie in der Siegfriedstraße 2, Wohnung 27. Ob und wo die Familienmitglieder arbeiteten, ist nicht bekannt. Alle wurden am 10. Mai 1942 ins Vernichtungslager Chelmno gebracht und ermordet.

Im Gedenkbuch des Bundesarchivs ist auch Albert Lefebre verzeichnet, der am 9. Au-

#### Stadtteil Hoheluft-West

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 349ff.

Autorin:  
Susanne Lohmeyer

gust 1889 ebenfalls in Zicker geboren wurde und möglicherweise ein Bruder von Julius Lefebre war. Für Albert Lefebre und seine Ehefrau Klara Lefebre, geb. Schlochauer, die aus Pasewalk stammte, liegen Stolpersteine in Pasewalk in der Baustraße. Beide wurden am 12. Februar 1940 von Stettin aus ins Getto Piaski deportiert. Aus dem polnischen Piaski erfolgten regelmäßig Transporte ins Vernichtungslager Belzec.

Quellen: 1; 2 (FVg 5553); 4; 5; 8; HAB II 1928, 1939.  
Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Sylvia Mitz,

geb. am 22.6.1894 in Hamburg, deportiert nach Lodz am 25.10.1941, am 10.5.1942 im Vernichtungslager Chelmno ermordet

**Moltkestraße 57 I** (Verlegeort des Stolpersteins)

**Sylvia Mitz** war die Tochter des Kaufmanns (Öle en gros) Bernhard Binem Mitz und seiner Ehefrau Hanna, geb. Hagenow. Binem Mitz, Mitte des 19. Jahrhunderts geboren, stammte aus Lemberg in Galizien. Seine Eltern lebten später in Wien. Die Familie hatte 1894, als Sylvia geboren wurde, im Grindelberg 39 gewohnt und lebte später in der Parkallee 19. Beide Eltern starben 1939 im Abstand von wenigen Wochen im Israelitischen Krankenhaus bzw. in einem Jüdischen Altenheim. Sylvia hatte eine Schwester Erika, die ein Jahr jünger war als sie. Die Moltkestraße 5 war die letzte Adresse von Sylvia Mitz. Ihre Vermieter hießen vermutlich Carow. Es ist eher unwahrscheinlich, dass dies noch eine freiwillig gewählte Wohnunterkunft war. Zuvor lebte sie in der Parkallee 19, Schlankreye 43 I und Grindelberg 45 (bei Samson). Grindelberg 45 war die Adresse, die bei der Volkszählung 1939 angegeben wurde. Sylvia Mitz blieb unverheiratet. Von Beruf war sie Schneidermeisterin. Eine Spur von ihr findet sich in einer Kleinanzeige im Hamburger Familienblatt vom 10. Dezember 1936, in der Werbung für die „Kleiderwerkstätten“ von Sylvia Mitz in der Schlankreye 43 I gemacht wurde. Rätselhaft ist ein Randvermerk aus dem Juli 1939 auf der Geburtsurkunde von Sylvia Mitz. Hier heißt es, sie sei eine verehelichte Goldschmidt, wofür sich jedoch keine weiteren Belege fanden.

Am 25. Oktober 1941 wurde Sylvia Mitz nach Lodz deportiert. Ihre Adresse im Getto war Rauchgasse 37, Wohnung 10. Dort lebte sie gemeinsam mit ihrem fünf Jahre jüngeren Cousin Herbert Mitz, der in Hamburg Kaufmann gewesen war und im Februar 1942 in Lodz starb. Im Frühjahr 1942 erhielt Sylvia Mitz eine „Ausreiseaufforderung“. Daraufhin schrieb sie einen Brief an das Aussiedlungsamt Getto, in dem es hieß: „Ich habe heute eine Ausreiseaufforderung zum 4. Mai 1942 erhalten. Ich bitte um Rücknahme dieser Aufforderung. Ich bin von Beruf Schneiderin (Meisterin) und habe mich immer wieder ver-

### Stadtteil Hoheluft-West

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 399ff.

Autorin:  
Susanne Lohmeyer

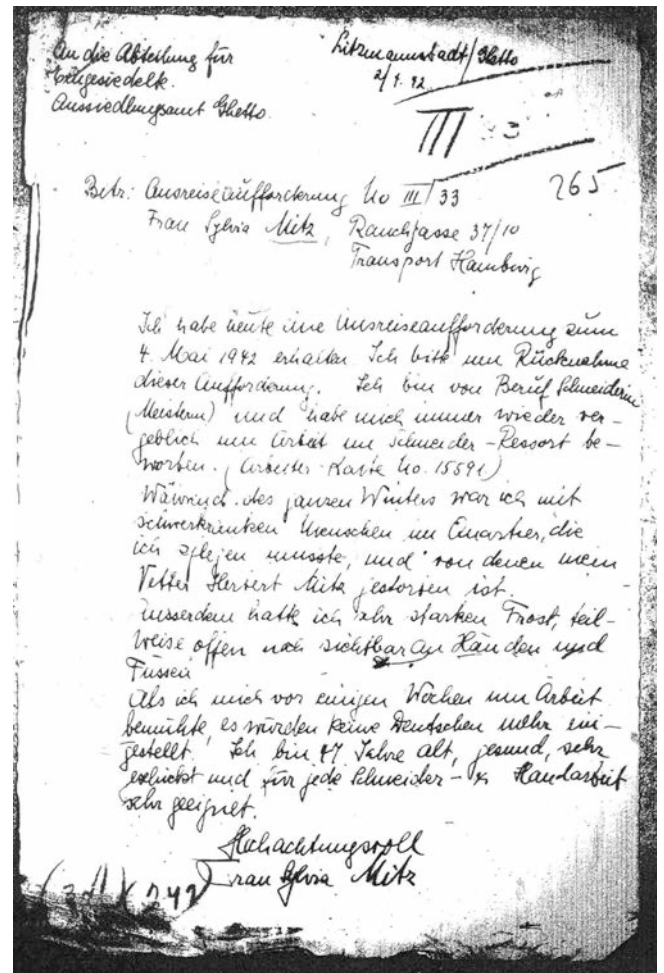
geblich um Arbeit im Schneider-Ressort beworben (Arbeitskarte No. 15591). Während des ganzen Winters war ich mit schwerkranken Menschen im Quartier, die ich pflegen musste, und von denen mein Vetter Herbert Mitz gestorben ist. Ausserdem hatte ich sehr starken Frost, teilweise offen noch sichtbar an Händen und Füßen. Als ich mich vor einigen Wochen um Arbeit bemühte, es wurden keine Deutschen mehr eingestellt! Ich bin 47 Jahre alt, gesund, sehr geschickt und

für jede Schneider- und Handarbeit sehr geeignet.“

Ihr Gesuch wurde nicht bewilligt. Am 10. Mai 1942 wurde Sylvia Mitz nach Chelmno gebracht und ermordet.

Quellen: 1; 4; 5; StaH 332-5 Standesämter, 1104 + 558/1939; StaH 332-5, 5419 + 1692/1939; StaH 332-5, 9098 + 1124/1894; StaH 522-1 Jüdische Gemeinden 992e2 Band 3 Deportationsliste; USHMM 300/265-266; HAB II 1939 und 1942; Hamburger Familienblatt vom 10.12.1936; Deportationsliste Litzmannstadt, Gedenkstätte Lodz Radegast.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



Brief aus Lodz, das letzte Lebenszeichen von Sylvia Mitz  
USHMM

## Hans-Joachim Rothenburg,

geb. am 30.9.1922 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz

## Ingeborg Rothenburg,

geb. am 30.9.1922 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, von dort am 10.5.1942 deportiert nach Chelmno und ermordet

## Max Rothenburg,

geb. am 23.1.1883 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, dort ermordet am 4.1.1942

## Paula Rothenburg,

geb. Fryda, geb. am 19.8.1887 in Wattenscheid, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, von dort am 10.5.1942 deportiert nach Chelmno und ermordet

**Kottwitzstraße 38 (Blücherstraße 38)** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Max Rothenburg** war jüdischer Hamburger und der Sohn des Kaufmanns Isaac Rothenburg und seiner Frau Ernestine, geb. Mühsam. Als er 1883 geboren wurde, wohnten seine Eltern in der Neustadt in der Wexstraße 39. Max Rothenburg war von Beruf Handelsvertreter. Aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gibt es im Telefonbuch Einträge zu M. Rothenburg, Handelsvertreter oder Agent, unter der Adresse Grindelhof 68. 1910 lautete die Adresse Hansaplatz 2.

Paula Rothenburg stammte aus Wattenscheid, heute ein Teil von Bochum, und war eine geborene Fryda. Ihre Eltern waren Salomon Fryda (geb. 1859) und Rika, geb. Röttgen (geb. 1851). Für Salomon Fryda war es die zweite Ehe. Seine erste Ehe war kinderlos geblieben. Salomon und Rika heirateten im Januar 1882. Paulas Vater war in den Niederlanden geboren und im 19. Jahrhundert nach Wattenscheid gezogen, wo er mit Hausrat handelte. Zwischen 1896 und 1899 baute er sein Haus auf eigenem Grundstück um und errichtete ein für damalige Verhältnisse hochmodernes Kaufhaus. In der örtlichen Zeitung hieß es: „Den modernen Neubauten unserer Stadt hat sich wiederum ein imposantes, mit architektonischem Schmuck versehenes Gebäude, das Warenhaus des Herrn S. Fryda, Ecke Hoch- und Friedrichstraße, zugesellt. ... Das Erdgeschoss und die erste Etage, welche durch eine mächtige Treppe verbunden werden, sind als Verkaufsräume brillant ausgestattet, in welchen mächtige Schaufenster Licht spenden.“ Paula Rothenburg war zwölf Jahre alt, als das Kaufhaus eröffnet wurde und ihr Vater in der Stadt ein angesehener Kaufmann war. Sie hatte zwei ältere und drei jüngere Geschwister.

Stadtteil Hoheluft-West

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 455 ff.

Autorin:  
Susanne Lohmeyer

Max Rothenburg und Paula Fryda heirateten am 7. Juni 1921, vermutlich in Wattenscheid. Paula war 34 Jahre alt. Ihre Mutter war 1916 gestorben, vielleicht führte sie nach deren Tod den Haushalt. 1922 wurden die Zwillinge Hans-Joachim und Ingeborg geboren. Familie Rothenburg lebte bis 1938 am Kaiser-Friedrich-Ufer 9. Der große Wohnblock zwischen Kaiser-Friedrich-Ufer, Heymannstraße und Hohe Weide wurde zwischen 1921 und 1925 von der Baugenossenschaft innerhalb des Mietervereins von 1890 (heute KAIFU-NORDLAND e. G.) gebaut, und Rothenburgs



Paula Fryda mit ihren Schwestern in Wattenscheid, Anfang des 20. Jahrhunderts  
Stadtarchiv Bochum

gehörten zu den ersten Mietern. Erst nach 1938 zogen sie in die Blücherstraße 38, die heutige Kottwitzstraße. Von beiden Kindern ließen sich in den Akten keine Spuren finden. Sie müssten um 1929 eingeschult worden sein. Auch von den Eltern wissen wir nicht, wie sie in der NS-Zeit lebten. Man kann davon ausgehen, dass Max Rothenburgs wirtschaftliche Existenz nach 1933 zerstört wurde und er als Handelsvertreter keine Aufträge mehr bekam. Sein Antrag, bis zum 30. Juni 1939 als Handelsvertreter tätig zu sein, war noch genehmigt worden. Ab Januar 1940 unterlag er einer „Sicherungsanordnung“.

Wir wissen nicht, ob die Zwillinge die Schule abschließen und zum Lebensunterhalt der Familie beitragen konnten. Vermutlich wohnten sie 1941 noch bei den Eltern, denn alle vier wurden am 25. Oktober 1941 nach Lodz deportiert. Im Getto Lodz wohnte die Familie in der Hohensteinstraße 5/24. Hans-Joachim wurde allerdings von seiner Familie getrennt. Vermutlich wurde er sofort zum Arbeitseinsatz herangezogen. In Lodz war er als Gärtner registriert. Der Vater starb bereits zwei Monate nach der Ankunft im Getto. Mutter und Tochter wurden dann am 10. Mai 1942 nach Chelmno gebracht und ermordet. Ob der Sohn zu der Zeit noch lebte, wissen wir nicht.



Die Zwillinge Hans-Joachim und Ingeborg werden eingeschult, ca. 1929  
Stadtarchiv Bochum

**Paulas Bruder Walter** hatte am 1. Juni 1927 die Hamburgerin Elsbeth Gerson geheiratet, die mit ihren Eltern in der Eimsbütteler Chaussee 94 wohnte. Walter Fryda hatte seine Frau vermutlich in Hamburg kennengelernt, als er dort beruflich zu tun hatte. Er siedelte ihretwegen nach Hamburg über und machte sich selbstständig. Im Januar 1923 meldete er ein Gewerbe an und wohnte in der Bismarckstraße 31 I. Er hatte sich als Autohändler versucht, sich dann aber ab 1927, als seine Firma ins Handelsregister eingetragen wurde, auf die Wartung von Schreibmaschinen spezialisiert. Während der Weltwirtschaftskrise war es sehr schwer, Geld zu verdienen, aber Anfang der 1930er Jahre liefen die Geschäfte

etwas besser. Er betrieb sein Gewerbe immer allein von zu Hause aus. Zum Zeitpunkt der Eheschließung wohnte er in der Blücherstraße 15. Elsbeth und Walter Fryda bekamen zwei Söhne, Horst Manfred und Peter Jürgen, die 1928 und 1937 geboren wurden. Bis zur Geburt des zweiten Kindes wohnte die Familie in Eimsbüttel in der Meissnerstraße 15 und zog 1937 oder 1938 in die Grindelallee 138 um. Nach der Pogromnacht 1938 wurde Walter verhaftet, sein Geschäft von der Handwerkskammer geschlossen. Die vierköpfige Familie konnte im Mai 1939 über Amsterdam nach Australien emigrieren.

Für Paulas Bruder Emil Fryda (geb. 1883), dessen Frau und zwei Kinder liegen heute Stolpersteine in Bochum-Wattenscheid in der Hochstraße. Die Schwester Milly (geb. 1885) starb ebenfalls im KZ. Der Schwester Helene (geb. 1890) gelang die Emigration. Sie lebte später in den USA.

Quellen: 1; 2 (R1939/3100); 4; 5; Andreas Halwer, Die Wattenscheider Familie Fryda, Stadtarchiv Bochum; StaH 332-5 Geburtsregister, 2051 u. 514/1883; StaH 351-11 AfW, 17656; FZH/WdE 240, 63,64; HAB II 1910, 1914, 1935 und 1938; Sybille Baumbach, „Wo Wurzeln waren ...“, S. 110 ff.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Bella Spanier,

geb. am 25.2.1884 in Lesum (heute Stadtteil von Bremen), am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 10.5.1942 nach Chelmno deportiert und ermordet

**Tegetthoffstraße 9 / Rosenallee 11 (Schule), Klostertor** (Verlegeorte der Stolpersteine)

**Bella Spanier** wurde 1884 in Lesum geboren. Burg-Lesum ist heute ein Stadtteil von Bremen, war aber bis zur Gebietsreform am 1. November 1939 preußisch. Bellas Eltern waren der jüdische Kaufmann Jacob Spanier und seine Ehefrau Caroline, geb. Neumark. Jacob Spanier, Sohn des Kaufmanns Ruben Spanier aus Hamburg und seiner Ehefrau Karoline, geb. Fränckel, starb 1916 in Hamburg.

Bella hatte eine ältere Schwester Rebecca, die 1881 in Burgdamm (auch zum Standesamt Lesum gehörend) geboren wurde. Vermutlich zog Familie Spanier nach Hamburg, als die Mädchen noch Kinder waren. Bella Spanier wurde Lehrerin und unterrichtete viele Jahre an der Volksschule für Mädchen in der Rosenallee 11. Sie hatte ihre Ausbildung im Lehrerinnenseminar in Altona erhalten und nahm ihre Berufstätigkeit im Alter von 22 Jahren im Juni 1906 in Hamburg auf. Sie war Sozialdemokratin, Mitglied in der „Gesellschaft der Freunde des Vaterländischen Schul- und Erziehungswesens“ und Anhängerin der Reformpädagogik. Bei ihren Schülerinnen war sie sehr beliebt. Gerne fuhr sie mit ihren Klassen in die Stadtkolonie Moorwerder an der Bunthäuser Spitze, die noch heute als Freiluftschule existiert. Bella Spanier war klein und zierlich. Ihre dunklen Haare trug sie als „Bubikopf“ mit einem Mittelscheitel. Nach 27 Berufsjahren entließ man sie aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 zum 22. Juli 1933, da sie Jüdin und SPD-Mitglied war. In einem Schreiben des Staatsamtes an die Gestapo vom 6. Mai 1934 hieß es: „Die Spanier wurde am 22.7.33 entlassen, weil sie keine Gewähr dafür bietet, rückhaltlos für den nationalen Staat einzutreten.“

Bella Spanier wohnte in der Tegetthoffstraße 9 im dritten Stock. Einen Stock darunter lebten ihre Eltern. Im dritten Stock wohnten außerdem Frl. T. und M. Hubert, mit denen sich Bella Spanier eine Wohnung geteilt haben könnte. Anfang der 1930er Jahre – wahr-

scheinlich nach ihrer Entlassung aus dem Schuldienst – zog sie mit ihrer verwitweten Mutter in die Bismarckstraße 6 um, wo sie bei Bellas Schwester Rebecca wohnten, die in Hamburg im Februar 1911 den Kaufmann Iwan Selke geheiratet hatte. Iwan Selke war 1876 in Hamburg geboren worden. Er besaß ein Exportgeschäft. Bellas und Rebeccas Mutter Caroline starb im August 1937. Ihr Grabstein befindet sich auf dem Jüdischen Friedhof in Langenfelde.

Stadtteil **Eimsbüttel**

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 479ff.

Autorin:  
Susanne Lohmeyer



Bella Spanier inmitten ihrer Schülerinnen

Arthur Riegel

Wir wissen nicht, wie es Bella Spanier zwischen 1933 und Oktober 1941 erging, als sie den Deportationsbefehl erhielt. Sie musste mit der ersten Hamburger Deportation nach Lodz reisen, wo sie in die Richterstraße 9/11 (heute Tokarska) eingewiesen wurde. Die Wohnung bestand aus höchstens zwei Zimmern, in denen zehn weitere Personen untergebracht waren. Es gab nicht einmal eine Wasserleitung im Haus. Hier lebte sie zusammen mit der Hamburger Lehrerin Else Rauch, für die ein Stolperstein in der Grindelallee 152 liegt und an die in Eimsbüttel der Else-Rauch-Platz erinnert. Auch Betty Holstein und ihre Schwester Ellen Kämpfer (s. dort) wohnten dort. Alle vier wurden am 10.5.1942 im Vernichtungslager Chelmno ermordet.

Schwester Rebecca und Schwager Iwan Selke wurden kurz nach Bella Spanier am 6. Dezember 1941 nach Riga deportiert.

Quellen: 1; Standesamt Bremen-Nord, Geburtseintrag 32/1884 und 55/1881; StaH 131-10 Senatskanzlei – Personalabteilung I, 1933 Ja 13 c; StaH 332-5 Standesämter, 8677 + 94/1911; StaH 332-5, 8148 + 385/1937; StaH 522-1 Jüdische Gemeinden, 992 e 2, Band 1 (Deportationslisten); HAB II 1926; HAB II und IV, 1912, 1919; Deportationsliste Litzmannstadt, Gedenkstätte Lodz Radegast; Ursel Hochmuth und Peter de Lorent (Hrsg.), Schule unterm Hakenkreuz, S. 316; Arthur Riegel, Else Rauch, S. 36f., S.131.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

Siehe auch:

[http://www.muenzviertel.de/geschichte\\_stolpersteine.html](http://www.muenzviertel.de/geschichte_stolpersteine.html)  
(Bella Spanier und Recha Lübke auf Münzviertel.de)



## **Gusti Zucker,**

geb. am 26.9.1891 in Galatz (Rumänien), am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 26.6.1944 in Chelmno ermordet

## **Anna (Annetta) Zucker,**

geb. am 25.6.1894 in Galatz (Rumänien), am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 26.6.1944 in Chelmno ermordet

### **Schäferkampsallee 41** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Gusti und Anna Zucker** wurden in Rumänien als Töchter von Henriette Zucker, geb. Zucker, und Joseph Zucker geboren. 1905 kamen sie mit ihrer verwitweten Mutter und ihrer älteren Schwester Eva über Österreich nach Altona. Hier und in Hamburg wohnten schon mehrere Angehörige der miteinander verschwägerten Familien Zucker und Wellmann. Im ersten Jahr in Altona war Henriette Zucker als Untermieterin bei Wellmann gemeldet. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt als Näherin. Da Anna erst elf Jahre alt war, ging sie noch in Altona zur Schule, die 14-jährige Gusti begann eine Lehre. Über das Schicksal der Schwester Eva wissen wir nichts.

Gusti und Anna erhielten eine solide Berufsausbildung. Anna wurde Kontoristin und arbeitete in der Ausgabestelle der Wohlfahrtseinrichtungen in Hamburg, also als Angestellte der Stadt. Gusti legte die Meisterprüfung als Schneiderin ab, bekam eine Stelle als Direktrice im Modehaus der Brüder Robinsohn am Neuen Wall und bildete u. a. die Schneiderlehrlinge aus.

Die Schwestern wohnten in der Kleinen Gärtnerstraße in Altona, zunächst noch mit ihrer Mutter, bis diese verstarb. 1932 zogen Gusti und Anna nach Hamburg. Beide zahlten schon seit 1923 ihre Kultussteuerabgaben an die Hamburger Jüdische Gemeinde. In Hamburg wohnten sie zuerst in der Kleiststraße, dann in der Weidenallee, 1936 richteten sie sich eine Zweizimmerwohnung in der Schäferkampsallee 41 ein. Zu dieser Zeit war Anna bereits arbeitslos. Sie hatte ihre Anstellung im Zuge des „Berufsbeamtengesetzes“ 1933 verloren und war nun auf die Unterstützung ihrer Schwester angewiesen. Gusti verdiente

in ihrer führenden Position 400 Reichsmark (RM) im Monat.

Am 3. August 1938 beantragte die Firma Robinsohn über die Industrie- und Handelskammer für Gusti Zucker ein Visum zur Einreise nach Frankreich. Wahrscheinlich sollte sie dort Einkäufe für das Modehaus tätigen. Der Antrag wurde von der Kammer befürwortet, mit der Auflage, dass Gusti Zucker bis zum 25. August wieder einreiste. Der Oberfinanzpräsident forderte am 9. August wegen „Kapitalflucht-

Stadtteil **Eimsbüttel**

„Stolpersteine in Hamburg-Eimsbüttel und Hamburg-Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2013, S. 551 ff.

Autorin:  
Christa Fladhammer

verdacht“ vom Polizeipräsidenten eine genaue Auskunft über Gusti Zuckers Vermögensverhältnisse an, mit der Bitte „unauffällig festzustellen, ob Auswanderungsabsicht“ vorlag. Erst am 29. September ging die Antwort ein: Die Überprüfung hatte ergeben, dass keine Auswanderungsabsichten zu befürchten seien. Es bleibt offen, ob Gusti Zucker die Gelegenheit nutzen konnte und tatsächlich nach Frankreich fuhr.

Drei Monate später verlor sie ihre gute Stellung. Als sie am 10. November zu ihrem gewohnten Arbeitsplatz wollte, fand sie ihn nicht mehr vor. Wie der Novemberpogrom im Modehaus Robinsohn gewütet hatte, schilderte Hans Robinsohn, Sohn eines der Chefs und „Betriebsführer“ der Firma: „Erdgeschoss und erster Stock sahen wie nach einer Beschießung aus. Sämtliche Fenster waren eingeschlagen. Im Lichthof waren schwere Schränke und Tische vom ersten Stock in das Parterre geworfen worden. Schreibmaschinen waren mit Brecheisen auseinander gebrochen, sämtliche Kardexkartothekzüge verbogen, alle Schaufensterpuppen durch die Fenster in den hinter den Häusern gelegenen Alsterkanal geworfen, große Stoffballen denselben Weg gegangen. Alle Glastische und -schränke waren zerstört. In einem Treppenhaus waren systematisch sämtliche Toilettenanlagen in Scherben geschlagen worden. Die Glas- und Holzsplitter lagen so hoch, dass wir zwei Verbandsstationen einrichteten, in denen den aufräumenden Mitarbeitern Wunden an Füßen, Beinen, Händen und Armen verbunden wurden.“

Es folgte die „Arisierung“ der Firma Robinsohn und so verlor Gusti Zucker ihre Arbeitsstelle. Von den Brüdern Robinsohn erhielt sie eine Abfindung von 1260 RM.

Sofort leiteten die Schwestern ihre Auswanderung in die Wege: Sie wollten ihren beiden Cousins zweiten Grades, den Ärzten Albert Zucker und Jaques Wellmann, über Frankreich in die USA folgen. Am 3. Januar 1939 antwortete das Finanzamt St.Pauli-Eimsbüttel auf eine Anfrage der Geheimen Staatspolizei, dass „nach Aktenlage kein Vermögen“ vorhanden sei. Anlass für die Anfrage war, dass die Schwestern die „Unbedenklichkeitsbescheinigung“ für die Auswanderung beantragt hatten. Am 16. Januar stand fest, dass keine „Sicherungsanordnung“ erfolgen musste. Gusti Zucker besaß nur 1200 RM, also die Abfindung von den Brüdern Robinsohn. Die Wohnung war zum 31. Januar 1939 gekündigt. Am 20. Januar schickten die Schwestern eine Liste des Umzugsguts an die Devisenstelle beim Oberfinanzpräsidenten. Ihr gesamtes Eigentum war angeführt: die solide Einrichtung einer Zweizimmerwohnung, außerdem Handwerkszeug für die Schneiderin. Abendkleid und Opernglas lassen darauf schließen, dass die Schwestern am kulturellen Leben in der Stadt teilnahmen. Das Wertvollste war eine goldene Armbanduhr, ein Geschenk der Firma an Gusti zu ihrem Jubiläum. Da keine Einwände gegen die Ausfuhr des Umzugsgutes erhoben wurden, keine Steuerrückstände vorlagen und das einzige Kapital die Abfindung der Firma war, bekamen die Schwestern die „Unbedenklichkeitsbescheinigung“, gültig bis zum 31. März 1939. Darüber, warum es nicht zur Auswanderung kam, kann man nur spekulieren. Der letzte Eintrag in der Auswanderungsakte vermeldet auf Nachfrage der Oberfinanzdirektion, dass Anna und Gusti Zucker nicht ausgewandert, sondern seit dem 12. Februar in der Weidenallee 6 gemeldet seien. Dort kamen die beiden nur kurze Zeit unter. Im September 1939 zogen sie in die Hansastrasse 21, und wiederum ein Jahr später, im Sommer 1940 in die Isestrasse 39, ihre letzte Adresse in Hamburg. Sie wohnten bei der

wohlhabenden Witwe Paula Meyer (siehe Band „Stolpersteine in der Hamburger Isestraße“, S. 121).

Hier erhielten sie den Befehl, sich zur „Abwanderung“, wie die NS-Dienststellen die Deportation umschrieben, im Logenhaus an der Moorweide einzufinden. Der Zug ging am 25. Oktober 1941 nach Lodz. Dort trafen die „Westjuden“ aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei auf ein mit einheimischen Juden überfülltes Getto. Erst einige Tage nach ihrer Ankunft wurden sie aus schnell zusammengezimmerten Notunterkünften in vorhandenen Häusern untergebracht. Anna und Gusti Zuckers Adresse lautete „Gänsegasse 16“. Die „normale“ Adresse bedeutete keineswegs eine normale Unterkunft, die primitive Wohnung in einem Holzhaus, meist ohne Wasseranschluss und -abfluss, musste mit anderen Gefangenen geteilt werden. Hunger, eisige Kälte und harte Arbeit erwarteten die Neuankömmlinge. Es gab im Getto 96 Werkstätten, in denen unter mörderischen Bedingungen für die deutsche Wirtschaft und die Wehrmacht produziert wurde. Mindestens zehn davon waren Schneidereien; es ist erwiesen, dass dort auch für das „Alsterhaus“ in Hamburg produziert wurde. Gusti Zucker fand als Schneidermeisterin in einem dieser Betriebe Arbeit und nahm als „Gruppenführerin“ eine herausgehobene Stellung ein. Aus heutiger Sicht drängt sich die Frage auf, ob sie wohlmöglich für das Kaufhaus produzieren musste, dass nur wenige Schritte entfernt von ihrer alten Arbeitsstelle liegt.

Ende April 1942 breitete sich Unruhe im Getto aus. Eine neue „Evakuierung“ drohte den „Neueingesiedelten“, das heißt den Juden, die im Oktober/November 1941 aus dem Westen angekommen waren. Sie erhielten keine Auskunft, wohin die Reise gehen sollte, befürchteten aber einen noch härteren Arbeitseinsatz. Viele versuchten in letzten verzweifelten Bitten, von der Ausweisung befreit zu werden. Wenn sie schrieben, wie schlecht es ihnen nach dem harten Winter ging – viele klagten über offene Wunden nach Frost an Händen und Füßen – und dass sie nicht arbeiten könnten, bedeutete das genau das Gegenteil von dem, was sie erreichen wollten. Es ging nämlich nicht zu einem Arbeitseinsatz, sondern die Züge fuhren ins etwa 70 km entfernte Chelmno, wo die Ahnungslosen auf einem ehemaligen Gutshof in Gaswagen ermordet wurden. Eine Chance, diesem Schicksal zu entgehen, hatten diejenigen, die eine Kriegsauszeichnung aus dem Ersten Weltkrieg vorweisen konnten und solche, die bei Kräften waren und Arbeit hatten.

Gusti und Anna Zucker erhielten die „Ausreiseaufforderung“ für den ersten von zehn Transporten, daraufhin besorgte Gusti Zucker sich eine Bestätigung über ihre Tätigkeit und reichte das auf Polnisch verfasste Schreiben mit ihrem Antrag an das „Amt für Neueingesiedelte“ ein. Sie schrieb: „Wie aus beiliegender Bestätigung ersichtlich, bin ich als Gruppenführerin im Schneider-Ressort in Marysin tätig und ist die Leitung sehr mit mir zufrieden, so dass ihr daran gelegen ist, mich gern zu behalten. Ich bitte darum höflich um Befreiung von der Aussiedelung, gleichzeitig für meine Schwester Annetta Zucker, da wir schon immer eine Hausgemeinschaft geführt haben und uns nicht trennen möchten. Annetta Z. besitzt gute Schneiderkenntnisse und ist bemüht, im Schneiderressort unterzukommen. Wir besitzen ein gemeinsames Verrechnungsbuch, so dass ich für ihren Unterhalt jederzeit aufkommen würde. Ich bitte daher höflichst um Gewährung meiner Bitte und wäre Ihnen für einen [unleserlich] diesbezüglichen Bescheid sehr verbunden.“

Auf diesen Brief erfolgte eine Zurückstellung bis zum 6. Mai. Am 4. Mai bekam Gusti Zucker eine Bescheinigung über ihre Arbeit auch auf Deutsch und schrieb einen zweiten Brief mit der Bitte, die Ausweisung für sie und ihre Schwester zurückzuziehen. Jetzt erhielt sie den Stempel „UWZGLEDNIONE“, das bedeutet „berücksichtigt“.

Zwölf Züge fuhren vom 4. bis zum 15. Mai 1942 in Richtung Chelmno, 10993 Menschen fuhren in den Tod.

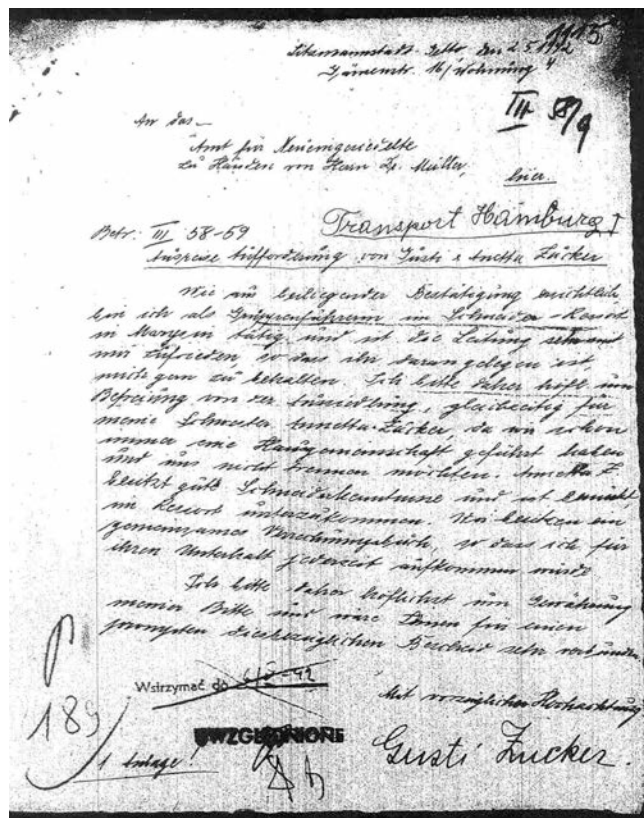
Anna und Gusti Zucker lebten noch zwei Jahre im Getto Lodz. Ab Januar 1943 wurden Arbeitspässe, so genannte Legitimations-Karten, ausgegeben. Annas Dokument blieb als eines von wenigen erhalten, daher wissen wir, dass auch sie Arbeit gefunden hatte, wahrscheinlich als Stenotypistin. Ihre Karte wurde im Namen des berichtigten Leiters der deutschen Getto-Verwaltung, Hans Biebow, ausgestellt. Er wurde nach dem Krieg an Polen ausgeliefert, in Lodz zum Tode verurteilt und am 23.6.1947 hingerichtet.

Fast genau drei Jahre vorher wurden Anna und Gusti Zucker in Chelmno ermordet. Das ursprüngliche Vernichtungslager auf dem Gutshof war dort im Frühjahr 1943 aufgelöst und alle Spuren sorgfältig verwischt worden. Ein Jahr später wurde jedoch ein neues Mordlager im Wald bei Chelmno errichtet – Juden aus dem Getto mussten beim Bau von zwei Baracken und zwei großen Öfen aus Schamottesteinen helfen.


Im Sommer 1944 begann die Auflösung des Gettos. Die Juden wurden in verschiedene Vernichtungslager deportiert, 10 Transporte gingen vom 23. Juni bis 14. Juli 1943 ins neu errichtete Lager Chelmno. 7176 Juden wurden in dieser Zeit dort ermordet. In der Chronik des Gettos hieß es am 23. Juni, als der erste Transport abfuhr: „An den Koffern ist oft ein deutscher Name und eine deutsche Stadt zu lesen. Sie gehören Juden, welche im Herbst 1941 in Litzmannstadt eingesiedelt wurden und jetzt den Ausreisebefehl erhalten haben ...“

Der Gestapo-Kommissar Fuchs sprach an die „ausreisenden Personen einige beruhigende Worte. Er erklärte, dass es nunmehr auf Arbeit ins Reich gehe und für anständige Verpflegung gesorgt sein wird“. Das Gepäck wurde ihnen allerdings sofort abgenommen; es hieß, es würde in einem anderen Zugteil befördert. Sie selbst mussten in Güterwagen reisen, deren Boden mit Stroh ausgelegt war.

Der zweite Transport ging am 26. Juni ab. Unter den 912 „Fahrgästen“ befanden sich Anna und Gusti Zucker. An diesem Tag lautete die Eintragung in der Chronik: „Die Verladung erfolgte in der gleichen Zuggarnitur, unter denselben Umständen wie das erste Mal. Auch diesmal sprach der Gestapo-Kommissar Fuchs einige Worte an die Leute. Mit diesem



Gustis Brief mit der Bitte um Zurückstellung von der Abreise nach Chelmno. Einer der wenigen Anträge mit positivem Bescheid USHMM

 <p><i>Anna Zucker</i> Unterschrift d. Ausweisinhabers</p> <p>Unterschrift d. Betriebsleiters</p> <p>Litzmannstadt-Getto, den _____ 194_____</p>	<p><b>ARBEITSAMT - GETTO</b></p> <p><i>Legitimations-Karte</i></p> <p>Arbeiter Nr.: _____ 409</p> <p>Name: Zucker</p> <p>Vorname: _____</p> <p>geb.: _____</p> <p>wohn.: _____</p> <p>ist in dem Betrieb Nr.: _____</p> <p>als: _____</p> <p>beschäftigt.</p> <p>Tag d. Antritts d. Beschäftigung: _____</p> <p>Er (Sie) darf die Strassen innerhalb des Gettos auch nach der Sperrstunde passieren.</p> <p><b>Arbeitsamt-Getto</b></p> <p>Kontrolliert durch _____ Nr. 1009</p>
---	--

„Legitimations-Karte“ für Anna Zucker

USHMM

Transport ging eine größere Anzahl von jüngeren, darunter mehreren freiwilligen Personen, die das Getto guten Mutes verließen. Dagegen waren aber auch recht viele schwache und kränkliche Personen dabei.“ Es war ein Tag nach Anna Zuckers 50. Geburtstag. Ganz gewiss fuhren sie und ihre Schwester nicht „guten Mutes“, denn schon am Tag nach dem ersten Transport hatte sich im Lager Panik ausgebreitet, weil der Zug, wie schon bei den großen Transporten zwei Jahre zuvor, sehr schnell wieder an den Abfahrtbahnhof Radegast zurückgekehrt war.

Er war nur die etwa 70 km lange Strecke nach Warthbrücken, heute wieder Kolo, gefahren, dort mussten die Menschen in eine Kleinbahn umsteigen, die sie in den Todeswald von Chelmno brachte.

Quellen: 1; 2; 5; 8; StAH 332-Meldewesen K 7407; AB Altona 1920 und 1929; FZH 11/R36 (Hans Robinson, Manuskripte); USHMM, RG 3949, M 302/1115-1118; USHMM JewishGen, Reel 676 pages 0108/0109; Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt, Bd. 4/1944 S. 389f., S. 498; Peter Klein, Die Gettoverwaltung Litzmannstadt, S. 569ff.; Linde Apel, In den Tod geschickt, S. 99; Auskunft per E-mail von Fritz Neubauer, Universität Bielefeld am 17. und 18.11.2009.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Gerda Boas,

geb. 9.10.1910 in Zempelburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 28.6.1944 weiterdeportiert nach Chelmno

## Paula Boas,

geb. 18.7.1897 in Zempelburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 28.6.1944 weiterdeportiert nach Chelmno

### Eppendorfer Landstraße 28 (Verlegeort der Stolpersteine)

**Von den Boas-Schwestern** sind viele Dokumente erhalten geblieben, aus denen sich ihr Schicksal ablesen lässt. Ihre Geschichte steht exemplarisch für die vielen jüdischen Menschen, die aus kleineren Orten nach Hamburg umzogen, um von hier aus ihre Auswanderung zu betreiben. Sie verkauften ihren Besitz, bereiteten sich in Sprachkursen und Umschulungsmaßnahmen auf eine neue Heimat vor und nahmen Untermieter bei sich auf, um Kosten zu sparen. Im Laufe der Recherche zu Paula und Gerda Boas gelang es frühzeitig, mit einem Angehörigen in Kontakt zu kommen, sodass auch über ihre Familiengeschichte einige Informationen vorliegen.

Auf den Kultussteuerkarteien der Schwestern Boas ist abzulesen, dass diese erst im Februar 1938 aus Bad Harzburg nach Hamburg zugezogen waren. Eine Anfrage an die Stadtverwaltung Bad Harzburg mit der Bitte um Informationen zur Familie Boas wurde mit einem Artikel aus der „Goslarschen Zeitung“ vom 24. November 2008 beantwortet. Dieser berichtete von der Enthüllung einer Gedenkplakette am ehemaligen Wohn- und Geschäftshaus der Familie, an der mehrere Nachkommen aus Israel teilgenommen hätten.

Einer von ihnen war David Boas, ein Neffe von Paula und Gerda. Angeschrieben, zeigte er sich sehr interessiert, das Schicksal seiner Tanten zu klären. Während seines nächsten Deutschland-Besuchs kam es zu einem Treffen, und er erzählte, was er über die Familie wusste. Dabei stellte sich heraus, dass die überlebenden Brüder von Paula und Gerda, Davids Vater Leonhard und Alfred, aus Trauer und Schmerz nur selten über die Opfer gesprochen und sehr wenige Erinnerungen weitergegeben hatten. So hatte David

Boas nie davon gehört, dass seine Tanten nach Hamburg gezogen und von dort aus deportiert worden waren.

Alfred und Leonhard Boas machten sich ihr Leben lang Vorwürfe und litten unter Schuldgefühlen, weil nicht nur Paula und Gerda, sondern auch ihre Mutter, die dritte Schwester Margarete, deren Mann Schmuël Gotheiner und die Kinder Ruth und Zvi in den nationalsozialistischen Vernichtungslagern umgekommen waren.

#### Stadtteil **Eppendorf**

„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 110ff.

Autorin:  
Sabine Brunotte

Die Eltern Boas, Hermann und Johanna (Hinde), geb. Cohn, betrieben im westpreußischen Zempelburg ein Geschäft. Die Stadt war ein Zentrum der Tuch- und Schuhmacherei und gehörte von 1815 bis 1920 zu Preußen. Nach dem Versailler Vertrag gelangte sie dann an Polen. 1920 hatte Zempelburg ca. 3500 Einwohnerinnen und Einwohner. Von 1939 bis 1945 gehörte es zum Deutschen Reich. Da die Boas „stolze und patriotische Deutsche“ waren, so David Boas, wollten sie nicht unter polnischer Herrschaft leben und zogen nach Bündheim bei Bad Harzburg. In Bad Harzburg lebten damals 33 jüdische Menschen. Dass sie sich in eine spätere Hochburg der Nationalsozialisten begaben, konnten die Boas zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen. „Die Boas“, das waren außer Hermann und Johanna deren sechs Kinder Alfred, Leonhard, David, Paula, Margarete, Gerda und eventuell auch schon der Schwiegersohn Schmuël Gotheiner. Auf einem Foto, das wahrscheinlich das Geschäft in Zempelburg zeigt, steht über dem Eingang auf Polnisch „Besitzer Gothajner“, vermutlich die polnische Schreibweise für „Gotheiner“. Es bestanden also schon damals zumindest geschäftliche Beziehungen zwischen den Familien.



Die Geschwister Boas. Sitzend v. l.: Gerda, Paula und Alfred; stehend: Leonhard, Margarete und David  
Privat (2)

Im Archiv der „Goslarschen Zeitung“ befindet sich eine Annonce, in der die Eröffnung des „Kaufhaus Boas“ am 27. September 1920 in der Prinz Albrechtstraße 3 in Bündheim bei Bad Harzburg angekündigt wurde: „Baumwollwaren, Kleider- und Anzugstoffe, Blusenstreifen und bessere Damen-Konfektion, Arbeiter-Garderobe, Kurz-, Weiß- und Wollwaren. ... Geschäftsprinzip: Gute Waren zu billigst kalkulierten Preisen bei guter Bedienung.“

Von 1920 bis 1936 war das Kaufhaus im Telefonbuch verzeichnet. Eine Anzeige zum zehnjährigen Bestehen betonte: „2 Minuten unterhalb des Bahnhofs.“

Der Vater Hermann Boas starb 1927. Auch der Sohn David, auf dessen Namen das Geschäft anscheinend lief, starb irgendwann in den 1920er oder 1930er Jahren. Fest steht, dass die Mutter Johanna das Geschäft leitete und Alfred Miteigentümer war. Gerda war als Verkäuferin tätig, Paula führte den gemeinsamen Haushalt und half bei Bedarf im Kaufhaus aus. Außerdem gab es Angestellte, wie auf einem weiteren Foto zu erkennen ist.

Die Familie war in Bad Harzburg gut angesehen, manches Mal wurde Kleidung an arme Menschen, die nicht bezahlen konnten, kostenlos abgegeben. Das Kaufhaus florierte, sodass 1931 eine Filiale in der Herzog-Wilhelmstraße in Bad Harzburg eröffnet werden konnte, die Leonhard übernahm.

Doch schon im nächsten Jahr wurde diese „aufgrund antisemitischer Vorkommnisse“ wieder verkauft. Am 26. und 27. September 1931 marschierten anlässlich des „Harzburger



Das Wohn- und Geschäftshaus der Familie in der Prinz Albrechtstraße

Gautages“ 1500 Nationalsozialisten durch die Straßen Bündheims und Bad Harzburgs, so die Chronik der Stadt. Wenig später, am 11. Oktober, traf sich auf Initiative Alfred Hugenbergs, des Vorsitzenden der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), die „Nationale Opposition“ in Bad Harzburg zu einer Großveranstaltung. Dieses Bündnis aus NSDAP, DNVP, Stahlhelm, dem Bund der Frontsoldaten und anderen trat nur bei dieser einen Tagung in Erscheinung, um ihre Geschlossenheit im Kampf gegen die Weimarer Republik zu demonstrieren. Es ging als „Harzburger Front“ in die Geschichte ein. Der Tagungsort war gewählt worden, weil die NSDAP an der Regierung des Landes Braunschweig beteiligt war und Störungen durch Kommunisten in der kleinen Stadt nicht zu befürchten waren. Nachdem erste Spannungen bereits in Bad Harzburg spürbar geworden waren, bekämpften sich die beteiligten Gruppierungen kurze Zeit später wieder und traten bei der Reichspräsidentenwahl im März 1932 mit verschiedenen Kandidaten an. Welcher Art die erwähnten „antisemitischen Vorkommnisse“ waren, die zur Aufgabe der Filiale führten, ließ sich nicht feststellen.

David Boas jedenfalls ist überzeugt, dass sich sein Vater Leonhard und sein Onkel Alfred unter anderem deshalb zur Auswanderung entschlossen, weil sie die diversen nationalsozialistischen Aufmärsche von ihrem Geschäfts- und Wohnhaus aus in der Nähe des Bahnhofs zur Genüge beobachten mussten. Nach der „Machtergreifung“ wurde der Bahnhofplatz in „Adolf-Hitler-Platz“ umbenannt, am 1. April 1933 kam es zum Boykott jüdischer Geschäfte. Auch Familie Boas war betroffen. Leonhard und Alfred zogen ihre Konsequenzen.

Leonhard Boas verbrachte eine Zeitlang in Berlin – wann genau ist nicht bekannt – und ging dann auf Hachschara in die Tschechoslowakei, um eine landwirtschaftliche Ausbildung zu machen. 1936 emigrierten beide Brüder nach Palästina.

In der „Harzburger Chronik“ wird auf Seite 291 berichtet, dass „die Haustochter Gerda Boas 1934 mit zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nach Polen verzogen seien“. Bei den erwähnten Kindern handelte es sich wahrscheinlich um Margaretes Kinder Ruth und Zvi. Vermutlich waren die Eltern von Ruth und Zvi, Gerdas Schwester Margarete Gotheiner und ihr Mann Schmuël, schon vorher nach Polen gezogen, und Gerda brachte die Kinder nach. Wie lange Gerda dort blieb, bevor sie nach Bad Harzburg zurückkehrte, ist nicht bekannt.

Auch Johanna, die Mutter der Boas-Schwestern, hat Bad Harzburg irgendwann verlassen und ist zu Margarete und ihrer Familie gezogen.

In den Akten eines „Konsulenten“ ist ein Briefwechsel mit Paula Boas erhalten, in dem es um das Wohn- und Geschäftshaus in der Prinz Albrechtstraße 3 ging. Interessant sind Paulas Adressen: Am 2. Juni 1938 schickte sie einen Brief aus der Hamburger Isestraße 54. Sie wohnte bei Rosenkranz, einer aus Goslar zugezogenen Familie. Vielleicht war Paula zu diesem Zeitpunkt besuchsweise in Hamburg, um eine Wohnung zu suchen? Der nächste Brief – vom 9. Juni 1938 – kam aus der „Villa Tannenhof“, Bad Harzburg, dann einer vom



Johanns und Leonhard Boas mit Ruth, Zvi und Schmuël Gotheimer, 1935  
Privat (2)



Margarete mit ihren Kindern



10. Juni 1938 aus Seesen. Ihr Aufenthaltsort am 16. Juni 1938 war „Haus Dietrichsberg“ in Altenau/Oberharz, am 4. Juli 1938 schließlich schrieb sie unter der Adresse Eppendorfer Landstraße 28. Es ist also zu vermuten, dass sie eine Weile zwischen Hamburg und dem Harz pendelte, bevor sich beide Schwestern endgültig in Eppendorf niederließen.

Von dort aus betrieben Paula und Gerda ihre Auswanderung. Das Wohn- und Geschäftshaus in der Prinz Albrechtstraße wurde im Mai 1939 verkauft – für 38 000 RM. Der Briefwechsel über diese Transaktion mit den zuständigen Stellen zog sich über Monate hin. Aus einer Aufstellung des Oberfinanzpräsidiums geht hervor, dass 15 000 RM des Verkaufserlöses auf eine Hypothek von Gerda entfielen, und 10 000 RM auf das Altenteil von Johanna Boas, die ihren Anteil allerdings auf ihren Sohn Alfred übertragen hatte. Dieser lebte zu der Zeit bereits in Palästina. Alle diese Teilsommen wurden unter Sicherungsanordnung gestellt. Außerdem bestand von Paula eine Hypothekenforderung über 6000 polnische Zloty gegen das Grundstück der Frau Margarete Gothajner in Sepolno [dem früheren Zempelburg] – ein Hinweis darauf, dass diese Schwester in Polen lebte oder zumindest dort Besitz hatte.

Wie alle Jüdinnen und Juden mussten auch Paula und Gerda fortan ihre Ausgaben und Einnahmen nachweisen und die Summe, die sie für ihren Lebensunterhalt benötigten, beim Oberfinanzpräsidium beantragen.

Aus dem erhalten gebliebenen Dokument sind für Paula folgende Kosten ersichtlich:  
Wohnungsmiete, Heizung, Gas, Wasser, Elektrizität 65 RM  
Lebensunterhalt einschl. Bekleidung 110 RM  
Sonstiges 75 RM  
sowie für Berufszwecke (Heilmassage) 60 RM

Paula Boas hatte, um für das Ausland beruflich nützliche Kenntnisse zu erlangen, einen Kurs in Heilmassage bei Frau Dr. Meier-Ahrens in der Oderfelder Straße besucht. Gerda verfügte nicht über eigene Barmittel, weil sie ihre Hypothek noch nicht zurückbekommen hatte. Sie lebte von ihrer Schwester, sodass der gesetzliche Vertreter für beide Schwestern schließlich 500 RM monatliche Lebenshaltungskosten beantragte.

Aus dieser Zeit sind auch diverse Arzt- und Zahnarztrechnungen erhalten. Beide Schwestern nahmen Englischunterricht, „wg. Auswanderungsangelegenheit“ wurden 15 RM für nicht näher bezeichnete Zwecke vom Oberfinanzpräsidium erbeten. Alle Namen auf den Quittungen erzählen eigene Schicksale, die noch zu recherchieren wären. Das Gleiche gilt für das alte Ehepaar, das Paula und Gerda als Untermieter bei sich aufgenommen hatten – Isidor und Rosalie Kurzmann. Sie starb im Februar 1941, er wurde als 71-Jähriger im Dezember 1941 nach Riga deportiert. Über ihr Leben ist bisher wenig bekannt.

Gerdas Auswanderungsvorbereitungen waren im August 1939 so gut wie abgeschlossen. Nun beantragte sie die Freigabe von 626,25 RM für ihre Schiffspassage nach England und von dort nach New York. In einem Schreiben an die Devisenstelle hieß es, sie beabsichtige, in „die Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern und zunächst einige Zeit in England Aufenthalt zu nehmen. Einreiseerlaubnis der englischen Regierung liegt vor“.

Für ihre Auswanderung hatte Gerda wie gefordert ein umfangreiches „Umzugsgutverzeichnis“ ausgefüllt. Daraus ist einiges über sie abzulesen: Sie muss eine sportliche Frau gewesen sein – außer Skiern, einem Skianzug und Tischtennis[schlägern?] sind auch ein Turn- und ein Badeanzug aufgelistet. Dazu kamen Berufskittel und Berufsschuhe. Als Beruf war Masseurin angegeben. Wann und wo sie eine Ausbildung gemacht hat, ist nicht bekannt. Paula scheint dann ihrem Beispiel gefolgt zu sein.

Im Umzugsgutverzeichnis waren selbst Staubtücher und Topflappen anzugeben. Neben all den verschiedenen Wäschestücken, die zu Gerdas Aussteuer gehörten und vor 1933 angeschafft worden waren [für nach 1933 angeschaffte Gegenstände war eine Extrasteuer fällig], hat sie handschriftlich angefügt: „Ich war zu der Zeit verlobt.“ Wem sie ihr Herz geschenkt hatte und warum die Ehe nicht zustande gekommen war, wird nie mehr geklärt werden können. Und die 25 jüdischen Gebetbücher, die im „Liftvan“, dem Umzugscontainer, mitreisen sollten? Dazu kamen noch drei Gebetbücher im Hand- und fünf im Reisegepäck. War Gerda sehr fromm, oder handelte es sich um alte Familienstücke, die ins Ausland gerettet werden sollten?

Vermutlich wollte Gerda Boas ihre Schwester, deren Auswanderungspapiere noch nicht vollständig waren, nicht allein zurücklassen. Sie reiste nicht aus, sondern wartete auf Paula. Wenig später, mit Beginn des Zweiten Weltkrieges, saßen dann beide Frauen in Hamburg in der Falle. Gerdas eingelagertes Umzugsgut war nach dem Krieg übrigens nicht mehr aufzufinden. Wahrscheinlich wurde es, wie das vieler anderer Auswanderungswilliger, bei einem Bombenangriff zerstört.

In der Chronologie der vorliegenden Dokumente folgte am 14. Mai 1940 ein Brief von Paula an die Devisenstelle. Sie erkundigte sich, „welche Reichsbankanstalt und welche Devisenstelle für den Wohnsitz Litzmannstadt (Lodsch) jetzt zuständig ist“. Anscheinend wollte sie jemandem (im besetzten Polen) Geld schicken – ein weiterer Hinweis darauf, dass dort Familienangehörige lebten.

Im Februar 1941 eröffnete Gerda einen Betrieb für Massagebehandlung für jüdische Patientinnen und Patienten. Jede dort verdiente Mark musste sie auf ihr „Sicherungskonto“ einzahlen – im ersten Monat 2,53 RM!

Acht Monate später wurden die Schwestern ins Getto „Litzmannstadt“ deportiert. Laut „Ablieferschein“ vom 29. November 1941 erhielt ein Auktionator den Inhalt ihrer Dreizimmerwohnung am 2. Dezember zur Versteigerung.

Auch aus „Litzmannstadt“ gab es noch Lebenszeichen der Schwestern. Paula Boas' Arbeitskarte aus dem Jahr 1943 ist erhalten. Demnach war sie zuerst im Unternehmen 82 – Handstrickerei – als Stickerin beschäftigt, danach ab 7. Juni 1944 im Unternehmen 61 (Papierherzeugung). Die Schwestern waren in der Sulzfelder Straße 3, Wohnung 24 untergebracht.

Am 28. Juni 1944 verließ Transport Nr. 78 mit 803 Menschen das Getto in Richtung Vernichtungslager Kulmhof/Chelmno. Gerda und Paula hatten die Transportnummern 83 und 84.

Dass sie überhaupt so lange überleben konnten, lag an dem Gesuch, dass sie wie viele andere vor der ersten geplanten „Aussiedlungsaktion“ im Mai 1942 stellten. Sie

baten um Zurücknahme ihres „Ausreisebefehls“, der – wie wir wissen und wie die Gettobewohnerinnen und -bewohner wohl ahnten – ihre sofortige Ermordung bedeutet hätte. Aus dem Brief der Schwestern an die „Ausweisungs-Kommission“ ergibt sich eine erstaunliche Geschichte. Paula und Gerda schrieben: „Wir [...] wohnen jetzt mit unserer Mutter, Schwester und ihren 2 Kindern zusammen, wir waren lange Jahre von unseren Angehörigen getrennt, dieselben sind schon über 2 Jahre hier im Getto und es war uns eine Schicksalsfügung, dass wir wieder mit unseren Angehörigen vereint wurden, der Mann unserer Schwester ist seit Kriegsausbruch verschollen und wir ernähren uns und unsere Familienangehörigen durch Pflege, Heilmassage [!] und Fusspflege. [...] [Wir] bitten inständigst uns mit unserer alten Mutter, unserer Schwester mit ihren 2 Kindern zusammen zu lassen. Wir wollen gerne unsere ganze Arbeitskraft in den Dienst der Getto-Sache stellen und bitten nochmals ganz flehentlichst um Bewilligung unseres Gesuchs. Ergebenst Paula Boas Gerda Boas.“

Ihr Gesuch hatte Erfolg, für dieses Mal blieben sie verschont und konnten im Getto bleiben. Das Melderegister des Gettos verzeichnet: Die Mutter Johanna Boas, geboren am 24. Februar 1868, war wie Margarete Gotheiner aus der Bierstraße 13, Lodz, zu Paula und Gerda in die Sulzfelder Straße gezogen. Dort starb sie am 6. August 1942. Daraus wird deutlich, dass die beiden mit den Kindern bereits einige Zeit in Lodz gelebt hatten. Der erwähnte David Boas kannte bisher weder das Geburts- noch das Todesdatum seiner Großmutter. Nun gibt es auch Geburtsdaten zu seiner Tante Margarete – geboren am 19. Oktober 1903, und deren Tochter Ruth – geboren am 18. Mai 1933. Weitere Daten liegen nicht vor. Ob die beiden gemeinsam mit Paula und Gerda in oder auf dem Weg nach „Kulmhof“/Chelmno ermordet wurden oder schon vorher starben oder „ausgesiedelt“ wurden, ist unbekannt.

Margaretens Sohn Zvi sieht auf Fotos zwei bis drei Jahre älter aus als seine Schwester. Von ihm sind keinerlei Daten vorhanden. Falls er im September 1942 jünger als zwölf Jahre war – und dies gilt auch für seine Schwester –, dürfte er im Rahmen der September-Deportationen, als die SS alle Kinder verschleppte, abtransportiert worden sein.

Quellen: 1; 2; 4; StaH 314-15 OFP, R 1939/2697 und 2698 sowie Fvg 7264; wikipedia.org/wiki zu Zempelburg – Sepolno Krajénskie, 4.7.2009; Meier/Neumann, Bad Harzburg, 2000; Goslarsche Zeitung vom 24.11.2008; wikipedia.org/wiki/Harzbürger\_Front, Zugriff 4.7.2010; mündliche Auskunft David Boas vom 1.3.2009; Auskünfte Fritz Neubauer, Universität Bielefeld, E-Mails vom 4.5.2010, USHMM, RG 15083 301/155 391-392 sowie vom 5.7. und 6.7.2010.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## **Ella Braunschweiger,**

geb. Warschawski, geb. 3.7.1891 in Strzyzew/Deutschdorf, Kreis Ostrowo, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 11.9.1942 nach Chelmno weiterdeportiert

## **Marcus Braunschweiger,**

geb. 30.3.1880 in Burghaun/Hünfeld, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 6.11.1941 dort gestorben

## **Lieselotte Braunschweiger,**

geb. 18.8.1923 in Hamburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 15.7.1944 nach Chelmno weiterdeportiert

### **Hegestieg 1** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Marcus Braunschweiger** war das fünfte Kind und der erste Sohn von Levi (Löb) Braunschweiger und seiner Frau Julie, geborene Stern. Er und seine vier älteren Schwestern kamen in Burghaun zur Welt, einem Ort im Hünfelder Land zwischen Fulda und Bad Hersfeld.

Gerade neunzehnjährig verließ Marcus Braunschweiger seine Heimatgemeinde und zog nach einem kurzen Aufenthalt in Hagen/Westfalen nach Hamburg-Borgfelde in den Brekelbaumspark 16. Wann er seine Frau Ella kennenlernte und heiratete, ist nicht bekannt. Sie kam in Ostrowo (Deutschdorf) als Tochter von Jacob und Henriette Warschawski, geb. Moskiewicz, zur Welt. Das Gebiet um die westpolnische Stadt Ostrów Wielkopolski gehörte von 1815 bis 1887 zur preußischen Provinz Posen. 1887 wurde die Osthälfte zu einem eigenen Kreis Ostrowo. 1918 erhob sich die polnische Bevölkerungsmehrheit gegen die deutsche Herrschaft und Ostrowo kam endgültig unter polnische Kontrolle.

Ella und Marcus Braunschweiger bekamen 1922 ihren Sohn Gert. Ein Jahr später wurde Tochter Lieselotte geboren. Marcus Braunschweiger verdiente den Lebensunterhalt für seine Familie als Reisender für die Firma M. Wiener, die Farben und Lacke herstellte und vertrieb. Die Familie war nie wohlhabend, konnte jedoch Anfang der 1930er Jahre ihre Steuern an die Gemeinde regelmäßig bezahlen, auch wenn sie manchmal Ratenzahlung

vereinbaren musste. Seit 1912 war Marcus Braunschweiger Mitglied der Jüdischen Gemeinde Hamburgs und gehörte zur Neuen Dammtor Synagoge.

1935 traf die Familie ein schweres Unglück: Der 13-jährige Sohn Gert wurde am 21. Mai von einem Lastwagen angefahren und schwer verletzt. Seine Wunden infizierten sich mit Gasbranderregern, sodass er zwei Tage später im Krankenhaus St. Georg starb.

#### Stadtteil **Eppendorf**

„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 122 ff.

Autorin:  
Maria Koser

Auch die finanzielle Situation der Familie verschlechterte sich. Seit dem 11. November 1938 war Markus Braunschweiger ohne Einkommen, da die Firma Wiener „arisiert“ wurde und alle jüdischen Angestellten entlassen musste. Um ihren Lebensunterhalt zu sichern, bot er zusammen mit seiner Frau einen koscheren Mittagstisch an. Nach den Novemberpogromen 1938 stellten sie für ihre Tochter Lieselotte einen Antrag zur Ausreise in die Niederlande. Für sich selbst sahen sie, mittellos wie sie waren, keine Chance, ins Ausland zu fliehen. Lieselotte war damals fünfzehn Jahre alt und besuchte die Israelitische Töchterschule. Als ihre Ausreise scheiterte, ließ sie sich in der jüdischen Fachschule für Schneiderinnen in der Heimhuder Straße 70 ausbilden.

Am 25. April 1941 ging bei der Gestapo an der Stadthausbrücke 3 eine anonyme Postkarte ein. Mit Bleistift in krakeliger Schrift stand dort: „Beobachten Sie mal Frau Strauß, Werderstraße 65. Wann diese des Abends nach Hause kommt.“ Einen Monat später, am 27. Mai durchsuchten Kriminaloberassistent Götze und Kriminalsekretär Kühn vom „Judenreferat“ morgens um acht die Wohnung von Berta Strauß. Sie fanden eine Flasche Öl, ein Pfund Rohkaffee, eine Tüte mit drei Pfund Linsen und eine Tüte mit einem Pfund Zwiebeln. Nach „anfänglichem Leugnen [gab sie zu] diese Sachen im Schleichhandel erworben zu haben“. Sie hatte das Öl von Richard Rosenstern (s. dort) und den Kaffee von Marcus Braunschweiger gekauft. Berta Strauß wurde verhaftet.

Am 28. Mai 1941 wurde auch Marcus Braunschweiger inhaftiert und blieb zwei Tage in Polizeigewahrsam. Bei der Vernehmung gab er zu Protokoll: „Im September 1940 schenkte mir meine Schwester Paula Braunschweiger ... ein Pfund Rohkaffee. Ich war ihr in Köln bei der Auswanderung nach Amerika behilflich und sie schenkte mir dafür den Kaffee. Ich mochte den Kaffee nicht selbst gebrauchen, weil ich mir einen derartigen Luxus nicht leisten kann. Ich betreibe einen jüdischen Mittagstisch. Die Jüdin Strauß war vor etwa vierzehn Tagen bei mir zweimal zum Mittagessen. Dabei fragte sie mich im Laufe eines Gesprächs, ob ich Kaffee für sie hätte. Ich sagte ihr darauf, ich hätte noch ein Pfund Rohkaffee stehen, den könne sie bekommen. Jedoch müsse ich dafür 30 Reichsmark haben. Sie war damit einverstanden und der Kauf erfolgte.“ Auch die Wohnung der Braunschweigers wurde nach „Hamsterware“ durchsucht. Nach der Durchsuchung vermerkte der Kriminalsekretär Kühn in der Akte: „Der Haushalt macht einen recht dürftigen Eindruck.“ Er fand nichts Belastendes.

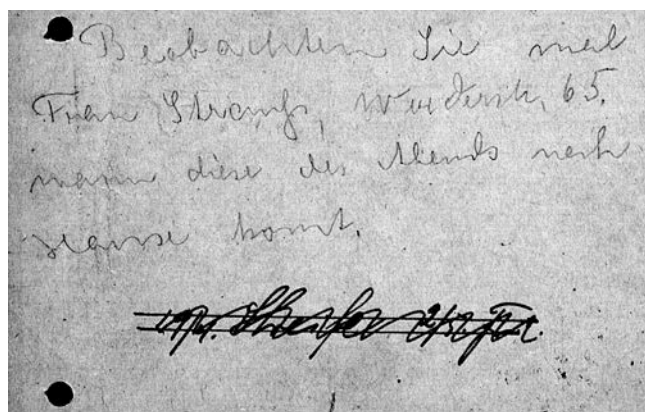
Am 16. September 1941 wurde Marcus Braunschweiger zu drei Wochen Gefängnis verurteilt. Vorgeworfen wurde ihm ein „Verstoß gegen die Verordnung über die Preisbin-

#### Hauswirtschaftlich-gewerblicher Kursus für schul-entlassene Mädchen

Vorbereitung für **handwerkliche** Berufe. **Hauswirtschaftlicher** Unterricht in geringerem Umfange, **Zeichnen**, Gestaltungslehre, **Nähen**, Schneidern, Stoffkunde. Die Ausbildung ist als Hachschara anerkannt.

**Auskunft** erteilt die Leiterin der Haushaltungsschule, Fräulein G. P a r d o, Heimhuderstraße 70, Dienstags, Freitags 10 bis 12 Uhr.

Annonce im Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde im März 1937 IGdJ



Eine der vielen Denunziationen, die bei der Gestapo eingingen StaHH

derung für ausländische Waren – Auslandswarenpreis RGB 1 S. 881“. Am 18. September 1941 reichte sein Rechtsanwalt, der „Konsulent“ Edgar Fels, ein Gnadengesuch ein und bat um die Aussetzung der Strafe oder eine Umwandlung in eine möglichst geringe Geldstrafe wegen schwieriger wirtschaftlicher Verhältnisse.

Im Zuge dieser Ermittlungen verurteilte das Gericht Marcus Braunschweiger am 14. Oktober 1941 "wegen Nichtführens seines Vornamens Israel im Fernsprechverzeichnis" zu 20 RM oder vier Tagen Gefängnis. Elf Tage später, am 25. Oktober 1941, wurde die Familie mit dem ersten Transport nach Lodz deportiert. Marcus Braunschweiger kam bereits 12 Tage später dort zu Tode. Ein Jahr danach folgte ihm seine Frau Ella in den Tod. Die Tochter Liselotte überlebte das Getto drei Jahre, bevor sie am 15. Juli 1944 ins Vernichtungslager Chelmno deportiert wurde.

Am 25. Oktober 1941 erhielt auch Berta Strauß einen Deportationsbefehl nach Lodz.

Quellen: 2; 4; 8; StaH 314-15 OFP, Fvg 5693; StaH 552-1, Jüd. Gemeinden, 992e2 Band 1; StaH 213-11 Staatsanwaltschaft Landgericht – Strafsachen, 6463/42; StaH 213-8 Staatsanwaltschaft Oberlandesgericht-Verwaltung, Abl. 2 451a, E1, 1c; StaH 352-5 Todesanzeige Sta. 1a Nr. 823 1935 (Gert Braunschweiger); StaH 741-4 S 11837, Hamburger Fremdenblatt vom 22.5.1935, S. 601; AB 1933; Sternberg- Siebert, Jüdisches Leben, 2008; Recherche und Auskunft Frau E. Sternberg-Siebert vom 27.10., 23.11., 24.11. und 30.11.2010; Bajohr, "Arisierung", 1997; Wikipedia <http://de.wikipedia.org/wiki/Burghaun>, eingesehen am 24.7.2009.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Alice Feldmann,

geb. Furmanski, gesch. Goldberg, geb. am 11.6.1897 in Altona, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, vermutlich am 15.5.1942 nach Chelmno weiterdeportiert

### Woldsenweg 9 (Verlegeort des Stolpersteins)

„**Ich kann** zur Begründung meiner Bitte um Rücknahme des Ausreisebefehls nur die hier erlittenen schweren Schicksalsschläge anführen. Mein ältester Sohn, Kurt Goldberg, 21 Jahre alt, ist schon im Dezember 1941 nach Posen gebracht worden. Ich hörte nichts mehr von ihm. Mein zweiter Sohn, Werner, noch nicht 18-jährig, hat sich in der schweren Winterarbeit im Tag- und Nachtdienst, zu der er sich stets freiwillig gemeldet hatte, so schwere Erkrankungen, Erfrierungen, Furunkulose zugezogen, dass er nach Amputation beider Füße am 16. April 42 im Krankenhaus starb. Mein geschiedener Ehemann, Walter Goldberg, der allein mit seinem 9-jährigen, halbarischen Sohn ins Getto kam und den ich auch zu betreuen hatte, ist am 1. April 1942, einen Tag nach dem Tode des 9-jährigen Kindes, wie dieses an körperlicher Erschöpfung und unheilbaren Frostschäden gestorben.

Diese furchtbaren seelischen Verwundungen und schweren körperlichen Verfall erlitt ich im Getto, und dennoch – oder deswegen bitte ich die verehrliche Kommission: lassen Sie mich im Getto! Ich hoffe keine Fehlbitte zu tun.

Hochachtungsvoll Alice Feldmann"

Diese eindringliche Bitte richtete Alice Feldmann am 2. Mai 1942 an die "Ausweiskommission" des Gettos Lodz, nachdem sie zusammen mit ihrer Schwester Elly Furmanski die "Ausreisebefehle" III/256 und 257 bekommen hatte. Der Brief erhielt jedoch den Stempel "odmowa": abgewiesen, da nur arbeitsfähige Menschen im Getto eine Überlebenschance hatten. In der Kartei des Gettos wurden beide am 15. Mai 1942 abgemeldet. Vermutlich war das der Tag, an dem die Schwestern mit vielen anderen aus dem Hamburger Transport nach Chelmno deportiert und ermordet wurden.

Alice Feldmann wuchs in Altona am Schulterblatt auf. Sie war das dritte von fünf Kindern des Ehepaares Jakob Moses und Martha Furmanski, geborene Brandon. Ihre zwei

älteren Schwestern Wally und Elly kamen 1893 und 1894 zur Welt, in den Jahren 1900 und 1901 folgten Paula und Harry.

Alice heiratete 1919 den Kaufmann Walter Goldberg und bekam am 30. Dezember des Jahres ihren ersten Sohn Kurt. Walter Goldberg wurde als Sohn eines kleinen selbstständigen Kaufmanns geboren. Er besuchte eine private Realschule in Celle, deren Besuch ihm durch ein Familienstipendium ermöglicht wurde, ging aber vor der mittleren Reife ab und erlernte

#### Stadtteil Eppendorf

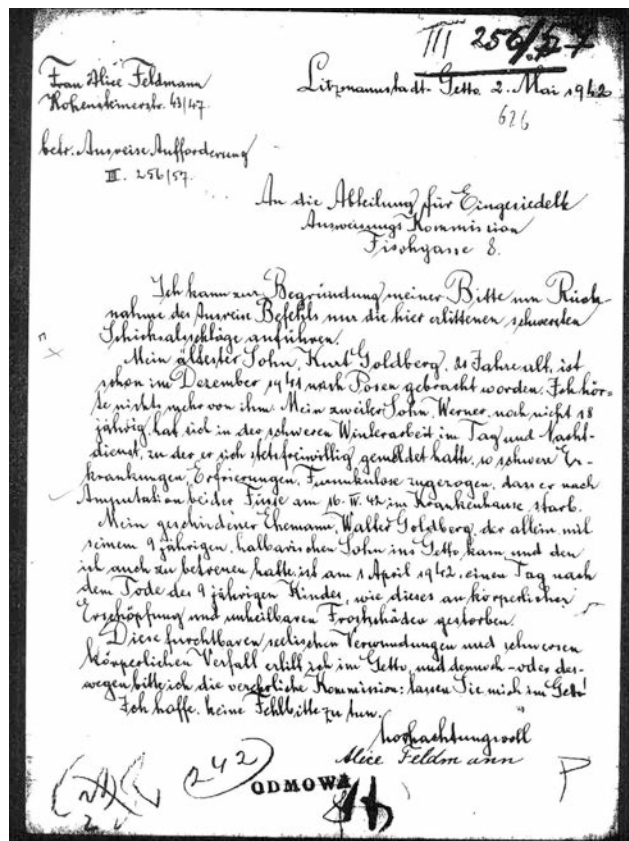
„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 154ff.

Autorin:  
Maria Koser

im Kaufhaus Gebrüder Alsberg in Hamburg den Kaufmannsberuf. 1913 wechselte er ins Versicherungsfach, in dem er sich als Agent und Inspektor betätigte, ohne jedoch zu nennenswertem Einkommen zu gelangen. Von 1915 bis 1918 wurde er als Soldat im Ersten Weltkrieg zwei Mal leicht verwundet. Aus dem Krieg heimgekehrt, heiratete er Alice Feldmann und versuchte sich als Vertreter in der Schneidereibedarfartikelbranche. 1923, als ihr zweiter Sohn Werner geboren wurde, war Alice 26 Jahre alt. Die Familie lebte in einer Zweizimmerwohnung im Hinterhaus der Gärtnerstraße 114.

Allein mit seinem Verdienst konnte Walter Goldberg die Familie nicht ernähren. Um die Miete bezahlen und den Lebensunterhalt bestreiten zu können, war er immer wieder auf Darlehen der Wohlfahrtsbehörde und die Unterstützung der Jüdischen Gemeinde und der Nobelloge angewiesen. Im Juni 1927 kehrte Walter Goldberg ins Versicherungsfach zurück. Als aber der Erfolg erneut ausblieb, beging er, von der Not getrieben, Unterschlagungen, um das Familienbudget aufzubessern. Diese anhaltenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten belasteten die Ehe so sehr, dass Alice die Scheidung einreichte. Im Juni 1931 wurden Alice und Walter Goldberg geschieden. Kurt und Werner blieben beim Vater in der Gärtnerstraße. Auch als Walter Goldberg ein Jahr später wieder heiratete und mit seiner zweiten Frau Elfriede weitere drei Kinder bekam, lebte die inzwischen siebenköpfige Familie weiter sehr beengt in der Zweizimmerwohnung.

Alice heiratete den 18 Jahre älteren Handelsvertreter Leopold Feldmann. Er war ebenfalls geschieden und hatte zwei erwachsene Kinder aus erster Ehe. Mit ihm wohnte sie im Haus 10 der Rentzelstraße 12. Auch er verdiente so wenig, dass ihm die Kultussteuer seit 1930 regelmäßig erlassen wurde. Leopold Feldmann starb 60-jährig am 3. April 1940 an den Folgen eines Herzleidens. Nach seinem Tod zog Alice Feldmann zu der Witwe Aurelia Levison (s. dort) in den Woldsenweg 9 und bewohnte ein Zimmer zur Untermiete. Hier erreichte sie der Befehl zur "Evakuierung" am 25. Oktober 1941. Zusammen mit ihren Söhnen Kurt und Werner Goldberg, ihrer Schwester Elly Furmanski und ihrem geschiedenen Mann Walter Goldberg und dessen 9-jährigem Sohn wurde sie am 25. Oktober 1941 ins Getto Lodz deportiert. Keiner von ihnen überlebte.



Alice Feldmanns Brief an die Aussiedlungskommission mit dem „odmowa“ – abgelehnt USHMM

Quellen: 1; 4; 5; 8; StaH 351-11 AfW Abl.2008/1, 271132 Goldberg Hans Hermann; StaH 351-11 AfW Abl.2008/1 301219 Goldberg Kurt; StaH 351-11 AfW Abl.2008/1, 150377 Goldberg, Walter; StaH 552-1 Jüd. Gemeinden, 992e2 Band 1; StaH 332-5 Personenstandsbuch 8168 Nr. 210 1940 Feldmann, Leopold; StaH 352-5 Todesanzeige Sta. 2a, Nr. 210 1940; StaH 213-11 A 16366/30 Staatsanwaltschaft Landgericht – Strafsachen; USHMM, RG 15.083, 299/626, Fritz Neubauer, Universität Bielefeld, E-Mail v. 5.5.2010.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



## **Martha Frankenstein,**

geb. Worms, geb. 29.8.1874 in Hamburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, dort gestorben am 27.11.1941

## **Hermann Katz,**

geb. 16.10.1881 in Wasserleben, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 10.5.1942 nach Chelmno weiterdeportiert

## **Gertrud Katz,**

geb. Worms, geb. 12.7.1884 in Hamburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 10.5.1942 nach Chelmno weiterdeportiert

## **Hildegard Katz,**

geb. 26.7.1917 in Hamburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 10.5.1942 nach Chelmno weiterdeportiert

### **Loogestieg 3** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Martha Frankenstein** und Gertrud Katz waren Schwestern. Ihre Eltern waren die Hamburger Juden Moritz Worms und seine Ehefrau Rosalie, geborene Gottschalk.

Gertrud war mit dem Kaufmann Hermann Katz verheiratet. Sie hatten zwei Kinder: Werner, geboren 1911 in Hamburg, und Hildegard.

Martha war von Beruf Kauffrau. Sie war drei Mal verheiratet und hatte zwei Kinder. Ihre erste Ehe mit Paul Pollak (geb. 1872) wurde geschieden. Aus dieser Ehe hatte sie den Sohn Curt Pollak (geb. 1901). Ihr zweiter Ehemann, Paul Jacoby (geb. 1872), starb 1930. Mit ihm hatte sie die Tochter Henriette (geb. 1909). Beide Kinder überlebten den Holocaust.

Eine ständig drohende Gefahr überschattete Marthas dritte Beziehung, die zu dem Magdeburger Juden Martin Frankenstein (geb. 4.7.1872). Bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war er ein sehr erfolgreicher und angesehener Getreide- und Lebensmittel-Großhändler. Sein Haus galt als ein Mittelpunkt des Magdeburger gesellschaftlichen

und kulturellen Lebens, wohl auch deshalb, weil seine Frau Anna, geborene Mortier, mütterlicherseits aus den seinerzeit berühmten Schauspielerfamilien Ludwig Devrient und Bogumil Dawison stammte und rege Beziehungen zu Künstlern und Künstlerinnen pflegte. Martin und Anna Frankenstein hatten zwei Kinder: Charlotte (geb. 23.2.1897) und Heinz (geb. 10.5.1903). Völlig unerwartet starb Anna am 30. September 1935 im Sudenburger Krankenhaus zu Magdeburg, wo sie in der psychiatrischen Abteilung zur Behandlung war.

#### Stadtteil **Eppendorf**

„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 164ff.

Autor:  
Johannes Grossmann

Die Hinterbliebenen waren überzeugt, dass sie mithilfe einer Giftspritze ermordet worden war, als eines der frühen Euthanasie-Opfer der Nationalsozialisten.

Zudem brachte der wachsende Antisemitismus in Deutschland auch Frankensteins Geschäfte mehr und mehr zum Erliegen, sodass er Magdeburg verließ und versuchte, in Hamburg etwas Neues aufzubauen. Hier lernte er Martha Jacoby kennen, die er am 24. September 1936 heiratete. Die Pläne aber, in Hamburg eine neue geschäftliche Existenz zu gründen, scheiterten; als Jude bekam er keine Genehmigung mehr zur Gründung einer Firma.

Nach den Ereignissen des Novemberpogroms vom 9./10. November 1938 und in panischer Angst vor dem finanziellen Ruin, versuchte Frankenstein im Frühjahr 1939 nach Belgien zu fliehen, wohin sein Sohn Heinz 1938 auf dem Weg über Österreich bereits entkommen war. Zwei Versuche Martin Frankensteins innerhalb weniger Wochen misslangen. Er wurde an der Grenze abgefangen und zurückgeschickt. Unterdessen war seine Frau Martha zu ihrer Schwester Gertrud und deren Mann Hermann Katz in den Loogestieg 3 gezogen. In der Fünfeinhalbzimmerwohnung lebten außer ihnen Hildegard Katz, die Tochter von Gertrud und Hermann, und drei weitere Untermieter, insgesamt sieben Personen. Als Martin Frankenstein von seinen gescheiterten Fluchtversuchen zurückkehrte, wurde ihm mitgeteilt, für ihn sei kein Platz mehr. Er schlüpfte bei seinem Schwager Albert Elsberg unter, Beim Andreasbrunnen 7, 2. Stock. Hier nahm er am Abend des 18. Juli 1939 eine Überdosis Veronal. Obwohl er sofort ins Israelitische Krankenhaus in der Eckernförder Straße gebracht wurde, war er nicht mehr zu retten. Er starb am nächsten Tag morgens gegen 5 Uhr.

Zusätzliche Sorgen, neben der Not der Jüdinnen und Juden im NS-Staat, belasteten auch das Ehepaar Katz. Die Tochter Henriette war – wie es in der Sprache jener Zeit pauschal hieß – nervenkrank. Zwar durchlief sie die Volksschule ohne Auffälligkeiten, doch konnte ihr die private Realschule für Mädchen Dr. J. Loewenberg, Johnsallee 33, die sie seit 1924 besuchte, kein Zeugnis ausstellen, als die Schule im März 1931 infolge der Weltwirtschaftskrise schließen musste. „Denn ihr Gesundheitszustand in den letzten Wochen ermöglichte keine aktive Mitarbeit“, hieß es im Bescheid der Schule. Anschließend besuchte sie noch die Realschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde. Sie verließ diese im März 1933, 15 Jahre alt. Seither lebte sie als „Hausbetreuerin“ bei den Eltern.

Am 25. Oktober 1941 wurden Martha Frankenstein und Familie Katz ins Getto Lodz deportiert. Sie wurden in der Cranachstraße 15, Wohnung 43, mit acht weiteren Personen des Hamburger Transportes in einem Zimmer zusammengepfercht, immerhin gab es eine Küche. Im Elend des Gettos überlebte Martha Frankenstein vier Wochen. Sie starb am 27. November 1941.

Familie Katz wurde am 10. Mai 1942 nach Chelmno „ausgesiedelt“, dem Vernichtungslager für Lodz. Zwischen dem 4. und dem 15. Mai wurden hier 10.914 Menschen in Gaswagen getötet. In Chelmno gab es keine Überlebenschance.

Der Sohn Werner Katz, der rechtzeitig aus Deutschland entkommen war, überlebte in Argentinien. Martha Frankensteins Tochter Henriette überlebte in England.

Heinz Frankenstein, der nach Belgien geflohen war, wurde nach dem Einmarsch der Wehrmacht inhaftiert und 1940 in ein Internierungslager nach Südfrankreich gebracht.

Von Drancy aus wurde er am 31. August 1942 mit Transport 26 nach Auschwitz verschleppt und ermordet.

Seine Schwester Charlotte überlebte in Magdeburg in der „Mischehe“ mit dem Oberrichter am Landgericht Magdeburg, Hans Walter.



Quellen: 1; 4; 5; 8; StaH 351-11 AfW, 040772 Frankenstein, Martin; StaH 351-11 AfW, 260717 Katz, Hildegard; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992e2 Band 1; StaH 332-8 Meldewesen A 51 (Fritz Katz, Gertrud Katz, Martha Frankenstein); StaH 331-5, Polizeibehörde - Unnatürliche Sterbefälle, 1939/1185 (Martin Frankenstein); Archivum Panstwowe, Lodz (Getto-Archiv), Einwohnerliste PL-39-278-278-1022-142.tif (Hermann Katz), PL-39-278-997-492.tif (Hildegard Katz), PL-39-278-997-482.tif (Martha Frankenstein); ebd., Melderegister, PL-39-278-1011-9656.tif (Gertrud Katz).

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Irma Auguste Holländer,

geb. Lagus, geb. 26.3.1897 in Hamburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 10.5.1942 nach Chelmino weiterdeportiert

**Goernestraße 10** (Verlegeort des Stolpersteins)

**Irma Holländer** war die Tochter des jüdischen Ehepaares Friedrich Lagus (geb. am 6. Januar 1870 in Carolinenthal bei Prag) und Ida Lagus, geb. Nelky (geb. am 31. Oktober 1875 in Hamburg).

Friedrich Lagus war zunächst Weinhändler, dann Zigarrengroßhändler in Hamburg geworden (Fa. Heinrich Wiesner und Co., Hohe Bleichen 8–10, später Hegestieg 14) und besaß darüber hinaus eine Reihe von Tabakläden in der Stadt und in anderen Orten. Über Irma Holländers Kinder- und Jugendzeit, ihren Ausbildungsgang ist uns nichts bekannt. 1924 hatte sie Max Holländer geheiratet. In Unterlagen aus den 1930er Jahren wird sie als geschieden, als Angestellte, aber auch als Lehrerin für Kunsthandwerk bezeichnet. Zu jener Zeit wohnte sie bei den Eltern in deren Haus im Hegestieg 14, einem fünfstöckigen Gebäude mit Läden, Büros und Wohnungen. Friedrich Lagus verkaufte das Haus, das beachtliche Mieteinnahmen erbracht hatte, im Dezember 1938, also unmittelbar nach der Pogromnacht vom 9. November, für 110000 RM an den Hamburger „Arier“ Julius Pemöller, um die Auswanderung der Familie finanzieren zu können.

Im Mai 1939 emigrierten Irmas Eltern sowie der Bruder Edgar Lagus mit Ehefrau Gerda und ihrem kleinen Kind nach Rio de Janeiro/Brasilien.

Nach Entrichtung aller Gebühren, Zwangsabgaben und Sondersteuern blieben von dem Verkauf noch 14 000 RM übrig. Das Oberfinanzpräsidium Hamburg gab sich großzügig und gestattete Friedrich Lagus, seiner in Hamburg verbliebenen Tochter 12 000 RM zum Geschenk zu machen. Allerdings wurde das Geschenk von der Behörde sogleich unter „Sicherungsanordnung“ gestellt, Irma durfte davon monatlich 400 RM für Miete, zum Lebensunterhalt usw. abheben. Ansonsten scheint sie mittellos und ohne Einkünfte gewesen zu sein. Im Hegestieg 14 konnte sie nicht mehr bleiben. Sie zog in die Goernestraße 10,

1. Stock, zur Untermiete bei der Jüdin Berta Bernhardt (geb. 1884), geborene Katz, einer verwitweten Lehrerin.

Warum Irma Deutschland nicht gemeinsam mit ihrer Familie verließ, wissen wir nicht. Sie scheint ihre Emigration aber geplant zu haben, denn in Briefen an die Finanzbehörde aus den Jahren 1939/40 wies sie auf Fremdsprachenkurse hin, die sie zur Vorbereitung der Auswanderung besuche, sowie auf Unterricht zur Herstellung von Kunstblumen, den

Stadtteil **Eppendorf**

„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 201 ff.

Autor:  
Johannes Grossmann

sie kostenlos erteile, um für ihre künftige Berufstätigkeit im Ausland zu üben.

Am 25. Oktober 1941 wurde Irma Holländer, wie auch ihre Vermieterin und ältere Freundin Berta Bernhardt, in das Getto Lodz deportiert. Vermutlich wurden beide erst kurz vor der Abfahrt des Zuges (10.10 Uhr, Hannoverischer Bahnhof Hamburg) aus der Wohnung geholt, denn sie standen als „Ersatzpersonen“ auf der Deportationsliste.

Irma wurde zunächst, am 1. November 1941, mit zwölf weiteren Personen in zwei Zimmern mit Küche in der Wohnung 3/5 in der Blattbinderstraße 7a untergebracht. Auf dem Formular „Anmeldung“ des „Ältesten der Juden in Litzmannstadt“ wird als Beruf „Lehrerin für kunstgewerbliche Arbeiten“ angegeben. Am 10. März 1942 wurde sie in die Hausiererstraße 3, Wohnung 11, verlegt.

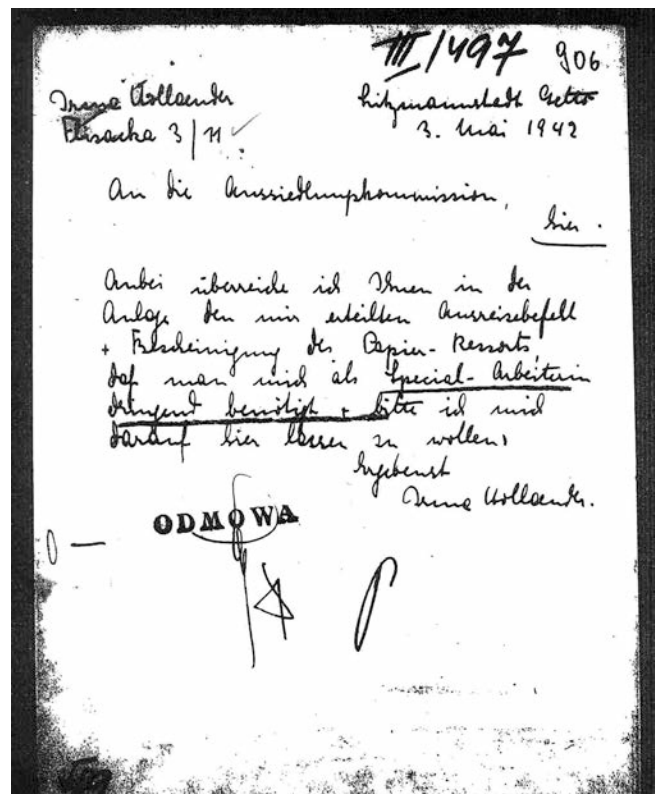
Am 3. Mai erhielt sie den „Ausreisebefehl“ III 497, das heißt ihre Verlegung ins Vernichtungslager Chelmno. Sie bat die „Aussiedlungskommission“ „ergebenst, ... mich hier lassen zu wollen“, da sie beim Papier-Ressort des Gettos „als Spezial- Arbeiterin dringend benötigt“ werde. Ihrem Schreiben legte sie eine Bescheinigung des Ressorts bei, dass sie als „Sachverständige in Papier-Kunstgewerblichen Artikeln ... demnächst hier beschäftigt“ werde. Demnächst! Diese Einschränkung mag der Ausweisungskommission genügt haben, Irma Holländers Bittbrief mit ODMOWA abzustempeln – abgelehnt!

Das „Abmeldeformular“ sagt: Die Obengenannte verließ am 10. Mai 1942 die Wohnung. „Ursache: ausgewiesen“. Die Zeile hinter „Neue Adresse“ blieb leer.

Am 10. Mai 1942 war Transport Nr. 7 von Lodz nach Chelmno abgegangen, zur sofortigen Ermordung der Opfer in Gaswagen.

Quellen: 1; 2; 4; 8; StaH 351-11 AfW Abl.2008/1, 260397 Holländer, Irma; StaH 314-15 OFF, R 1938-2914; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992e2 Band 1; Archiwum Panstwowe, Lodz (Getto-Archiv), Melderegister, Irma Holländer, PL-39-278-1011-16942 bis 16945; USHMM, RG 15083, M 299/906-907, Fritz Neubauer, Universität Bielefeld, E-Mail vom 2.6.2010.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



Eingabe Irma Holländers an die Aussiedlungskommission des Gettos Lodz USHMM

## **Fritz Kahn,**

geb. 20.3.1893 in Trier, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 16.11.1942 dort gestorben

## **Rosa Kahn,**

geb. Buxbaum, geb. 21.6.1903 in Regensburg, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 28.6.1942 nach Chelmno weiterdeportiert

### **Loogestieg 17** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Fritz und Rosa Kahn** waren seit dem 24. April 1935 verheiratet. Er war der Sohn des Trierer jüdischen Ehepaares Jakob und Rosa Kahn (sic!), selbst eine geborene Kahn (geb. 1851). Seine Mutter wohnte während ihrer letzten Jahre bei ihm in Hamburg und wurde von ihm versorgt, bis sie hoch betagt im September 1940 starb.

Rosa Kahn, die Frau von Fritz, war die Tochter der Regensburger Juden Bernhard und Rita Buxbaum, geborene Gerstle.

Fritz Kahn war ein sehr erfolgreicher Kaufmann. Rosa betätigte sich als Herstellerin kunstgewerblicher Produkte und als Näherin.

Von seinem Kontor in der Großen Reichenstraße 15/17 aus organisierte er in großem Stil den Handel mit Webereierzeugnissen und -einrichtungen im In- und Ausland, besonders nach England, Belgien und den Niederlanden. Für den renommierten Webstuhlhersteller Schaufuß und Grimm aus Reichenbach im Vogtland vermittelte er darüber hinaus die Lizenzen für die Patente der Firma.

Als antisemitische Schikanen und Verfolgungen immer mehr zunahmen, nutzte Kahn seine weitverzweigten Verbindungen und bereitete die Emigration vor. Ende 1937 erwarb er bei Schaufuß und Grimm die Generallizenz für die Patente der Firma in Belgien und setzte das Auswanderungsverfahren in Gang. Daraufhin ließ die Zollfahndungsstelle die Büros von Geschäftspartnern Kahns durchsuchen und bezichtigte ihn, Vorschriften der Devisenbewirtschaftung umgehen zu wollen. Sein Vermögen wurde unter „Sicherungsanordnung“ gestellt (14. Juli 1938), sein Pass eingezogen (30. Juli 1938). Die Firma Schaufuß

und Grimm wollte sich nun aller Probleme mit dem Juden entledigen und kappte die Beziehung zu ihrem einst so nützlichen Agenten. Eine noch unbeglichene Provision von 7600 RM für Kahn musste auf Anordnung des Oberfinanzpräsidiums Hamburg auf ein Sperrkonto eingezahlt werden und war damit seiner Verfügung entzogen. Der Versuch, aus Deutschland zu entkommen, war gescheitert.

Am 25. Oktober 1941 wurden Fritz und Rosa Kahn ins Getto Lodz deportiert.

#### Stadtteil **Eppendorf**

„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 222 ff.

Autor:  
Johannes Grossmann

Rosa wurde am 28. Juni 1942 „zur Arbeit“ weiterdeportiert, wie es auf ihrem Abmelde-Formular hieß. Der Vermerk verschleierte die Tatsache, dass am 28. Juni der Transport 78 nach Chelmno abging, zur Ermordung der Deportierten. Rosa Kahn hatte die Transportnummer 669, sie wurde 39 Jahre alt.

Fritz starb, wie das Formular „Abmeldung“ festhielt, am 16. November 1942 an Wassersucht. Wassersucht gilt als eine Folge von Hunger. Fritz Kahn wurde 49 Jahre alt.

Hamburg, den 30. 6. 44

An das Büro Bornstrasse 22  
H a m b u r g

Sie würden mir einen grossen Gefallen erweisen, wenn Sie unter Verwendung anliegender Brotmarken an Frau Rosa Kahn, Litzmannstadt, Wolborska 36/41, eine entsprechende Brotmenge senden würden. Ihnen im voraus bestens dankend, begrüesse ich Sie, in diesem Falle ungenannt.

Anliegend RM.3,- für Unkosten.

Eine anonym bleibende Person möchte Rosa Kahn in Lodz Brot zukommen lassen. Zwei Tage zuvor war Rosa Kahn nach Chelmno gebracht worden. StaHH

Fritz Kahn  
Blockwart

Luca  
Leiter des Hamburger Transportes  
Litzmannstadt-Getto  
Lodz

1309

Wulfsburg 4, 2  
Wohnung 28, den 6. Mai 1942.

Mein Herr Heymann, die unsere Wohnungsgemeinschaft gefährdet, leidet an einer ca. 40 cm grossen - in hohem Grade eiternden - Fusswunde, das Resultat einer Brandwunde, verursacht durch ein noch längeres Verweilen des Herrn Heymann innerhalb der Wohnungsgemeinschaft zur Unmöglichkeit geworden ist. Abgesehen von der geradezu verfesteten Luft, sind gesundheitliche Störungen des Mitbewohners, insbesondere zu befürchten. - Für Herrn Heymann laufen drei Anträge, die seine Wiederannahme in das hiesige Juden-Ghetto an der Gegendstr. 4, 2, Hamburg, mindestens würde bei den Eingaben seiner Unterbringung in der Gendarmen-Abteilung des G.P.O. entbietet als unzulässig lautent. -

Zu berücksichtigen ist ferner, dass die Verpflegung dieses allmütterlichen Mannes, jetzt nach Zurückführung der Erziehung in Frage gestellt ist, durch die Handhabung dürfte als unzulässig bezeichnet werden.

Ich bitte Sie sehr höflich doch bei den Zuständigen Anzusetzen

Fritz Kahn bittet am 6. Mai 1942 als „Blockwart“ des Gettos Lodz den Leiter des Hamburger Transports Luca um Hilfe für den Mitbewohner Heymann, der unter anderem an einer ca. 40 cm großen – in hohem Grade eiternden – Fußwunde leidet. (Ausschnitt) USHMM

Quellen: 1; 2; 4; 5; 8; StaH 314-15 OFF, R 1938/900; 522-1 Jüd. Gemeinden Abl.1993, 15; Archiwum Panstwowe, Lodz (Getto-Archiv), PL-39-278-1011-1109.tif und 1145.tif (Rosa Kahn), PL-39-278-1011-1163.tif und 1164.tif (Fritz Kahn); USHMM, RG 15083, M301/1307-1310, Fritz Neubauer, Universität Bielefeld, E-Mail vom 27.6.2010.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Ruth Neuhaus,

geb. 25.10.1918 in Bebra, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, am 12.7.1944 nach Chelmno weiterdeportiert

### Woldsenweg 5 (Verlegeort des Stolpersteins)

**Ruth Neuhaus** war Tochter jüdischer Eltern. Der Vater, Isaak Neuhaus, war ein in Bebra und Umgebung angesehener Viehhändler. Die Mutter, Selma Neuhaus, geborene Lindau, stammte ebenfalls von dort. Bebra, im damaligen Hessen-Nassau gelegen, war zu Beginn der 1920er Jahre ein Dorf mit rund 2500 Einwohnenden, hatte aber mit mehr als 130 Mitgliedern eine beachtlich große und sehr lebendige jüdische Gemeinde. Zum Beispiel war es dem späteren Lehrer von Ruth, Manny Rosenbusch, gelungen, einen Literaturverein ins Leben zu rufen, dem 1925 siebzig Personen angehörten, und einen Synagogengesangsverein mit 28 Mitgliedern.

Selma Neuhaus starb, als Ruth sieben Jahre alt war. Es waren nun vier Kinder und eine Jugendliche ohne Mutter: Gerda (geb. 3.6.1906), Hugo (geb. 6.12.1912), die Zwillinge Frieda und Max (geb. 28.7.1914), Ruth war die Jüngste. Später heiratete der Vater erneut.

Der Viehhandel ermöglichte der großen Familie einen guten Lebensstandard. Aus den Steuererklärungen gehen als Einkommen für die Jahre 1930 bis 1932 (die Jahre der schweren Wirtschaftskrise!) hervor: 13 000 RM; 15 000 RM; 12 000 RM. 1933 brach das Geschäft ein. Antisemitische Propaganda und Bedrohung von Kunden führten zu einem Absturz des Einkommens auf 3000 RM.

Die Eltern Neuhaus hatten die guten Jahre genutzt: Alle Kinder, mit Ausnahme von Ruth, hatten die Höhere Schule besucht. Ruth, bei der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Januar 1933 gerade 15 Jahre alt, war dies durch die NS-Diktatur unmöglich geworden; ein schwerer Schlag für sie. Denn Ruth, die nach Aussagen der Geschwister, von Mitschülerinnen und Lehrern eine blitzgescheite Person gewesen sein muss, war von früh an leidenschaftlich an Fragen der Medizin interessiert und kannte nur ein Berufsziel: Sie wollte unbedingt studieren und Ärztin werden. Alle Bemühungen auf diesem Weg wurden vereitelt.

#### Stadtteil Eppendorf

„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 326ff.

Autor:  
Johannes Grossmann

Die acht Jahre an der Jüdischen Schule in Bebra hatte Ruth Ostern 1933 abgeschlossen, nun aber war kein Weiterkommen: In Bebra gab es keine Höhere Schule, die Schulen in Rotenburg/Fulda und Hersfeld nahmen sie als Jüdin nicht auf. Dies entsprach der besonders rigorosen Linie der NS-Gauleitung Kurhessen. Hier war der Kasseler Anwalt Roland Freisler, der spätere Präsident des Volksgerichtshofs, seit 1925



Stellvertretender Gauleiter, schon damals ein unerbittlicher antisemitischer Scharfmacher.

Trotz der Bedrängnisse gab Ruth nicht auf, sich in grundlegenden Dingen weiterzubilden und sich um ein Fortkommen in der Medizin zu bemühen. Von 1933 bis 1935 nahm sie bei ihrem früheren Lehrer Rosenbusch Privatunterricht in hebräischer Religion. Sie bewarb sich um eine Ausbildung als Krankenschwester – vergebens. Sie wollte Assistentin in einer Röntgenpraxis werden – abgelehnt. Das Ende aller Hoffnungen für ihren Herzenswunsch wurde ihr deutlich, als ihrem Bruder Hugo, der seit 1933 in Marburg Zahnmedizin studierte, 1934 der Besuch der Universität verboten wurde.

Ruth wollte nun die Handelsschule besuchen, um sich zumindest als Bürokräftin zu qualifizieren. Nicht einmal Privatschulen akzeptierten die Jüdin. Ihre Zeugnisse, ihre Intelligenz, ihr Fleiß interessierten nicht. Und alle weiteren Versuche, eine Lehrstelle, wenigstens eine bescheidene Anstellung zu finden, waren umsonst. So half sie nun in der Not bei Büroarbeiten im väterlichen Geschäft, das immer weiter schrumpfte und 1938 am Ende war.

Es folgte eine weitere schmerzvolle Erfahrung: Kassel und Bebra waren die ersten deutschen Städte, in denen es im November 1938 zu Pogromen kam, und zwar bereits am 7. November, noch bevor aus München überhaupt das Signal zu antijüdischen Gewaltaktionen gegeben wurde. Unter Führung von SA-Männern wurden in Bebra Synagoge und Schule völlig demoliert, jedoch nicht in Brand gesetzt, da die Nachbarhäuser „arischen“ Bebraern gehörten. Mehrere Privatwohnungen wurden gestürmt und verwüstet. Nachdem Goebbels am nächsten Tag die kurhessischen Gewalttaten im Radio ausdrücklich belobigt hatte, kam die Horde am nächsten Tag wieder, holte nun Bücher und Einrichtungsgegenstände aus den bereits heimgesuchten Wohnungen und warf sie auf dem Anger, der unterdessen „Adolf-Hitler-Platz“ hieß, ins Feuer. Freislers Saat war prächtig aufgegangen.

Spätestens mit den Verordnungen über die Tätigkeit von Juden und Jüdinnen im Gesundheitswesen von 1938/39 war dann das letzte Fünkchen Hoffnung, das Ruth noch gehegt haben mochte, zertreten.

Warum Ruth 1939, nun knapp 21 Jahre alt, ihre Heimat verließ und nach Hamburg zog, wissen wir nicht mit Sicherheit. Eine Tante scheint hier gelebt zu haben. Vielleicht versprach sie sich, hier in der großen, sich gern weltoffen gebenden Stadt doch noch irgendeine Möglichkeit für ein Weiterkommen zu finden, vielleicht sogar auf ihrem bevorzugten Interessengebiet, der Medizin. So ganz ausgeschlossen ist diese Überlegung nicht. Denn nachdem sie zunächst im Grindelviertel, im Grindelstieg 4, einem Sträßchen hinter der Synagoge am Bornplatz, das heute nicht mehr existiert, gewohnt hatte, zog sie gegen Ende des Jahres in den Woldsenweg 5, 1. Stock, zu Familie Alberto Jonas und Marie Anna Jonas.

Alberto war Schuldirektor an der Israelitischen Töchterschule in der Carolinenstraße, Marie Anna war Ärztin, zeitweilig an der Schule ihres Mannes (s. dort). Das Ehepaar Jonas hatte eine Tochter, Esther, geboren im März 1924, die beim Einzug Ruths also 15 Jahre alt war, etwa sechs Jahre jünger als Ruth. Esther, die die Deportation nach Theresienstadt



Das Elternhaus von Ruth Neuhaus in Bebra, um 1945  
Heinrich Nuhn, Jüdisches Museum Rotenburg a. d. F.

und weiter nach Auschwitz überlebte, erinnert sich gern an Ruth als eine sehr freundliche und lebhaft Person. Ruth war als Haustochter engagiert. Bei freier Kost und Logis bekam sie 20 RM im Monat. Das erscheint wenig. Aber solche Anstellungen hatten oft vor allem den Sinn, in der gemeinsamen Not beizustehen, soweit es ging. Ruth hatte die anfallenden Arbeiten im Haushalt zu erledigen, hatte darüber hinaus aber auch geselligen Kontakt zur Familie, und das hieß, es ergaben sich immer wieder Gelegenheiten, die versierte Ärztin Jonas nach medizinischen Zusammenhängen zu befragen. Wie wissbegierig Ruth auf diesem Gebiet war, hat ihr Bruder Hugo, der Zahnmediziner, später wiederholt betont.

Aus der Kultussteuerkarte von Alberto Jonas geht hervor, dass die Familie am 19. Februar 1941 die Wohnung im Woldsenweg verlassen musste und in das sogenannte Judenhaus im Laufgraben 39 eingewiesen wurde. Zu Ruth werden keine Angaben gemacht. Auf ihrer Kultussteuerkarte ist für den 25. Oktober 1941, ihrem 23. Geburtstag, vermerkt: „Ausgeschieden wegen Aussiedlung“. Diese harmlos klingende Formulierung besagte: Deportation in das Getto Lodz, für die meisten Zwischenstation auf dem weiteren Weg in den Tod. Auf der Transportliste der Gestapo-Leitstelle Hamburg war sie unter den Ersatzpersonen aufgeführt, die „für eventuelle Ausfälle in Reserve gehalten werden sollen“.

Ruth Neuhaus schaffte es, in Lodz zwei Jahre und fast neun Monate zu überleben. Unabdingbar wichtig hierfür war: Sie hatte Arbeit, zunächst in der Landwirtschaft und im Gartenbau, dann in verschiedenen Schneidereien, dem Hauptproduktionszweig in Lodz. In ihrer Legitimationskarte des Arbeitsamtes Getto von 1943 wird sie als Maschinstin des Betriebes 85, der Schneiderei in der Goldschmiedegasse 18, geführt. Eine „Ausreise-Aufforderung“ (2. Mai 1942), also die Weiterdeportation ins Vernichtungslager Chelмно, hatte sie mit einem Bittbrief an die „Abteilung für die Eingesiedelten“ offenbar abwenden können, unter Hinweis auf ihre „dringlichen Arbeiten in der Landwirtschaft“.



Die Legitimationskarte des Arbeitsamtes im Getto Lodz für Ruth Neuhaus (Vorderseite) USHMM

Im Melderegister des Gettos ist ihre „Abmeldung“ dann doch noch verzeichnet: Unter dem Datum vom 12. Juli 1944 heißt es, sie habe Lodz zur Arbeit außerhalb des Gettos verlassen. Am 12. Juli aber ging der Transport Nr. 84 nach Chelмно, zur sofortigen Ermordung der 700 Menschen, die er umfasste.

Offiziell gilt Ruth Neuhaus als verschollen. Als ihr Todestag wurde vom Amtsgericht der 8. Mai 1945 festgelegt. Die Geschwister entkamen rechtzeitig aus Deutschland und überlebten in Südafrika.

Quellen: 1;4; 5; 8; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992e2 Band 5; AFW 251018 Neuhaus, Ruth; Kropat, Reichskristallnacht, 1997; [www.alemannia-judaica.de/bebra\\_synagoge.htm](http://www.alemannia-judaica.de/bebra_synagoge.htm); [www.hassia-judaica.de](http://www.hassia-judaica.de), Jüdisches Kleinstadt- und Landleben in Hessen/Orte/Bebra (eingesehen am 1.2.2009); persönliche Auskünfte von Esther Bauer-Jonas; persönliche Auskünfte von Dr. Heinrich Nuhn, Geschichtsverein Rotenburg/Fulda, Februar 2009; USHMM, RG 15.083, M300/358-360, Fritz Neubauer, Universität Bielefeld, E-Mail vom 11.6.2010.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Richard Rosenstern,

geb. 21.11.1886 in Hannover, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, Anfang Mai 1942 nach Chelmino weiterdeportiert und dort ermordet

### Eppendorfer Baum 39 (Verlegeort des Stolpersteins)

**Richard Rosensterns Eltern** waren der Pferdehändler Siegmund Rosenstern und dessen Gattin Therese, geborene Reinhardt. Richard besuchte das Goethegymnasium in Hannover bis zur dritten Klasse (Quarta), ging dann zur Realschule und schloss mit der Mittleren Reife ab. In Dortmund durchlief er eine Lehre als Kaufmann. Er wurde Verkäufer und Reisevertreter bei verschiedenen Firmen an wechselnden Orten, unter anderem in Hannover und Köln. Im Ersten Weltkrieg war er als Landsturmmann im Infanterieregiment 76 in Hamburg stationiert, wo er sich dann auch niederließ.

Richard hatte einen älteren Bruder, Ludwig Rosenstern, geboren am 18.9.1882 ebenfalls in Hannover. Ludwig wurde promovierter Jurist und führte zwischen 1913 und 1915 gemeinsam mit dem Kollegen Dr. Heinrich Müller in Hannover eine angesehene Kanzlei. Im Weltkrieg aus dem Beruf gerissen und zur Armee gezogen, fiel er in den Kämpfen im Elsass am 27.5.1915 in Sondernach bei Colmar. Die berufliche und persönliche Entwicklung Rosensterns lief alles andere als glatt. Wegen Betruges, Unterschlagung und anderer Delikte wurde er zwischen 1909 und 1931 wiederholt zu Gefängnisstrafen zwischen einigen Wochen und zwei Jahren verurteilt. Seine Ehe mit Margarethe, geborene Oestreicher (geb. 1894), zerbrach und wurde geschieden. Als Rosenstern 1933 wieder einmal aus dem Gefängnis kam, hatte er sich entschieden, sein Leben völlig zu ändern. Er gab den Beruf des Reisenden auf und ließ sich zum Krankenpfleger ausbilden.

Diese Tätigkeit war ihm nur wenige Jahre vergönnt: Mit ihren rassistischen Verordnungen unter sagten die Nationalsozialisten 1939 dem Juden Rosenstern die Pflege von „Ariern“. Er war jetzt 53 Jahre alt. Zunächst brachte er sich mit Hilfsarbeiten im Tiefbau durch, verdiente aber so wenig, dass er von der Kultussteuer an die Jüdische Gemeinde befreit war. 1940 hatte er das Glück, eine feste Anstellung als Gartenarbeiter bei der Gärtnerei Sundermann in Hamburg-Niendorf zu finden. Sein Arbeitsplatz war in der Badeanstalt am Kaiser-Friedrich-Ufer. Er verdiente nun 30 RM netto pro Woche, kaum genug für ein kärgliches Leben. Richard Rosenstern war seinem Vorsatz treu geblieben und hatte sich seit nun neun Jahren nichts mehr zuschulden kommen lassen. Auf keinen Fall wollte er seine Arbeit wieder verlieren. Da wurde er am 29. Mai 1941 plötzlich verhaftet und in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel

#### Stadtteil Hoheluft-Ost

„Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hoheluft-West. Biographische Spurensuche“, 2011, S. 353ff.

Autor:  
Johannes Grossmann

eingeliefert. Der Vorwurf lautete: Illegaler Handel. Das gesamte Verfahren gegen ihn war so grotesk. Nach einem anonymen Hinweis an die Gestapo hatte Kriminal- und Staatspolizei die Wohnung der Jüdin Berta Strauß in der Werderstraße 65 II durchsucht, dabei angeblich Verdächtiges gefunden und beschlagnahmt: Eine Dreiviertelliter-Flasche Öl, das sich später als Paraffinöl herausstellte, 1 Pfund Rohkaffee, 3 Pfund Linsen, 1 Pfund Zwiebeln. Woher stammten diese Sachen?

Berta Strauß gestand, das Öl von Richard Rosenstern, Eppendorfer Baum 39 III, bei Strelitz, für 10 RM gekauft zu haben, den Kaffee von Markus Braunschweiger (s. dort), ebenfalls einem Juden (siehe dort). Rosenstern gestand. Er hatte die Flasche von einem Adolf Israel Wolf gekauft, dieser von seiner Nichte Johanna, diese hatte sie von wieder einem anderen und so weiter. Schließlich saßen acht Personen auf der Anklagebank des Landgerichts Hamburg. Mit dem Weiterverkauf der Flasche bei Preisaufschlag hatten sie sich allesamt des unerlaubten Kettenhandels schuldig gemacht. Das Urteil vom 16. September 1941 lautete für Rosenstern auf drei Wochen Gefängnis. Mit diesem Strafmaß musste Rosenstern um seinen Arbeitsplatz fürchten. In einem Brief an das Amtsgericht bat er „ganz ergebenst“, wenigstens sein Vorstrafenregister nicht publik zu machen, „denn ich habe mit meinem früheren Leben abgeschlossen“.

Rosenstern, unterdessen aus dem Polizeigefängnis entlassen, sollte die Haft bis zum 28. Oktober antreten. Dazu kam es nicht mehr. Am 25. Oktober 1941 wurde er nach Lodz deportiert.

Am 16.4.1942 bescheinigt Richard Rosenstern der – ebenfalls aus Hamburg deportierten und in der Rubenstraße 2, Wohnung 8, einquartierten – Wilhelmina Fischer, die wahrscheinlich den „Aussiedlungsbescheid“ aus Lodz erhalten hatte, „dass dieselbe mir während meiner Krankheit durch die ich ans Bett gefesselt bin, in aufopfernder Weise mir mit jeder nur erdenklichen Hilfe zur Seite gestanden hat. Dieselbe hat sich in erstaunlicher Weise in das ihr an sich fremde Metier eingearbeitet und ich bin überzeugt dass Frau Fischer für den Sanitätsdienst unbedingt geeignet ist.“ In der Unterschrift weist Rosenstern auf seinen Beruf als Krankenpfleger hin. Auch Wilhelmina Fischer wurde ermordet.  
USHMM

Lixmannstadt - Jetto, 16. 4. 42.  
Rubenstr. 2/8      III-271  
526

Bescheinigung.

Hiermit bescheinige ich Frau Wilhelmina Fischer gerne, dass dieselbe mir während meiner Krankheit durch die ich ans Bett gefesselt bin, in aufopfernder Weise mir mit jeder nur erdenklichen Hilfe zur Seite gestanden hat. Dieselbe hat sich in erstaunlicher Weise in das ihr an sich fremde Metier eingearbeitet und bin ich überzeugt dass Frau Fischer für den Sanitätsdienst unbedingt geeignet ist.

Richard Rosenstern  
Krankenpfleger  
Rubenstr. 2/8

Aus einem Brief, den er am 16. April 1942 an die Gettoleitung schrieb, geht hervor, dass er schwer erkrankt war und das Bett nicht verlassen konnte. Er litt an Furunkulose. Ende April oder Anfang Mai muss er den „Aussiedlungsbescheid“ bekommen haben. In einem undatierten Brief bat er die Ausweisungskommission, ihn in Lodz bleiben zu lassen. Er habe doch „fünf Monate in meinem Beruf als Krankenpfleger aufopfernd und ehrenamtlich“ für die Mitglieder des Hamburger Transportes gearbeitet. Der Antrag wurde abgelehnt.

Zwischen dem 6. und 15. Mai wurde Richard Rosenstern nach Chelmno gebracht und ermordet. Er war 55 Jahre alt geworden.

Quellen: 1; 4; 5; 8; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992e2 Band 1; StaH 213-11, Staatsanwaltschaft Landgericht-Strafsachen, 6463/42; StaH 332-8 Meldewesen, A 51 (Richard Rosenstern); StA Hannover, Geburtsurkunde Ludwig Rosenstern, I 59-3174/1882; StA Hannover, Sterbeurkunde Ludwig Rosenstern, I 948-3197/1915; Archiwum Panstwowe, Lodz (Getto-Archiv), Melderegister, PL-39-278-1011-19046.tif und 19047.tif; USHMM, RG 15083, M 300/526, 531-532, Fritz Neubauer, Universität Bielefeld, E-Mail vom 12.6.2010.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Erna Kisch,

geb. 10.5.1891, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 10.5.1942 nach Chelmno

**Wolfshagen 7** (Verlegeort des Stolpersteins)

„**Weißt Du denn nicht**, was hier vor sich geht mit den Juden, oder willst Du es nicht wissen?“ appellierte Erna Kischs Mutter verzweifelt aus Berlin. Erna lebte schon seit gut zehn Jahren in Hamburg, hatte sich der Jüdischen Gemeinde angeschlossen, führte aber im Übrigen ein „leichtsinniges“ Leben. Ihre besorgte Mutter versuchte vergeblich, ihre Tochter zur Raison zu bringen. Erna verstand die Bedrohung nicht, vertraute ganz ihrer evangelischen „arischen“ Freundin Martha Zacher und wähnte sich durch sie geschützt.

Erna Kisch wurde am 10.5.1891 als Erna Spiro in Freiberg/Sa. geboren. Ihre Eltern waren Hermann Spiro und Flora, geb. Steinberg; der Vater war ein wohlhabender Berliner Wäschefabrikant.

Am 2. Mai 1912 heiratete Erna Spiro in Prag den tschechischen Kaufmann Alfons Kisch, jüdisch wie sie, und erwarb damit die tschechische Staatsangehörigkeit. Diese gab sie nie auf. Wie es damals üblich war, brachte sie eine Mitgift mit in die Ehe; sie betrug 70 000 Mark.

Das Ehepaar wohnte in Berlin. Am 5. Mai 1913 wurde ein Sohn geboren. Alfons Kisch war 1914 auf Geschäftsreise in Spanien und wurde dort durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges festgehalten. Er kehrte nie zu seiner Familie nach Berlin zurück. Als sein Sohn 12 Jahre alt war, holte er ihn zu sich. (Der Sohn überlebte im Exil in London.)

Der Scheidungsprozess zog sich über fast 7 Jahre hin. Am Ende erhielt Erna Kisch 18 000 RM aus der Mitgift. Weil sie nicht mit Geld umgehen konnte, verwaltete es erst ihre Mutter, dann ihr Bruder und schließlich ihre Freundin Martha Zacher. Diese lebte mit ihrer verwitweten Mutter zusammen. Nachdem sie ihr ererbtes Vermögen verbraucht hatten, lebten sie von Wohlfahrtsunterstützung und vermieteten Zimmer. 1935 zog Erna Kisch bei ihnen ein. Dank Erna Kischs Vermögens konnten die Drei reisen, fuhren zur Kur und erneuerten den Haushalt. Dem setzte der NS-Staat mit der Sicherungsanordnung für Erna Kischs Vermögen im Sommer 1939 ein Ende.

### Stadtteil Hamm

„Stolpersteine in Hamburg-Hamm. Biographische Spurensuche“, 2007, S. 105ff.

Autorin:  
Hildegard Thevs

Im Juni 1939 focht Martha Zacher als Bevollmächtigte Erna Kischs in einem Schreiben an den Reichswirtschaftsminister die Sicherungsanordnung an: „Seit über 25 Jahren verkehrt Frau Kisch ausschließlich in evangelischen Kreisen und erfreut sich heute noch darin großer Beliebtheit, eben wegen ihres durchaus evangelischen Wesens. Leider habe sie sich ihre

Kisch, Erna <i>ohne Sara</i>		geboren 10.5.1891 zu Freiburg i. Br. <i>19</i>	N 30525	
		eingetretet	SV. IV.	
		zuerst besteuert	NDS. VERL. Nr. 22177.	
Firma und Branche	Geschäfts-Adresse	Wohnung	Finanzamt u. Steuernummer	
<i>glaubenslos</i>		<i>Wagshagen 7<sup>1</sup> 4 Zacker</i>	<i>Weiße Karte</i>	
<i>Laakzange, Siedelerei</i>				
Eltern: Hermann Spiro + Hera geb. Herzberg	Jahr	Voran- zahlung	Gestundet bis	Bezahlte Pol. Dat. Betrag
Ehefrau:	193	10		
geb.				
Kinder:				
1. <i>H. [redacted]</i> geb. 5.5.15 <i>geb. Berlin</i>	193	10		
2. "				
3. "				
4. "				
5. "	193	10		
6. "				
7. "				
8. "				
9. "	193	10		
ausgeschieden den	25. OKT. 41.			
durch:	AUSSIEDELG.			<i>X 2 2 4 6 0 1 0 9</i>

Kultussteuerkarteikarte für Erna Kisch

StaHH

Eltern nicht aussuchen können.“ Tatsächlich ließ sich Erna Kisch im Dezember 1939 von Pastor Julius Heldmann in der Dreifaltigkeitskirche Hamm taufen und trat aus dem Jüdischen Religionsverband aus. Die Intervention beim Reichswirtschaftsminister blieb erfolglos.

Martha Zacher bemühte sich gleichzeitig, die Enterbung Erna Kischs anzufechten, denn deren Eltern hatten sie auf Pflichtteil gesetzt. Dabei überzog sie und wurde selbst wegen „wissentlich falscher Aussage“ angeklagt, wodurch sie und Frau Kisch ins Visier von Gestapokommissar Hermann Kühn gerieten. Der verlangte eine schriftliche Erklärung von Martha Zacher, dass sie sich von ihrer Freundin trenne. Sie unterschrieb, ohne sich an ihre Verpflichtung zu halten. Beide Freundinnen verkannten die bedrohliche Situation.

Als es mit dem 19. September 1941 Pflicht wurde, den „Judenstern“ zu tragen, meinte Erna Kisch, als Ausländerin – sie trug auch deswegen den Zwangsnamen „Sara“ nicht – davon ausgenommen zu sein. Das sah Kommissar Kühn anders. Er wollte sie am 26. September 1941 in Schutzhaft nehmen. Mutter und Tochter Zacher stellten sich schützend vor Erna Kisch, die krank im Bett lag. Kommissar Kühn schleuderte Martha Zacher in die Glastür des Bücherschranks, so dass sie eine tiefe Schnittwunde am linken Oberarm davon trug. Sie wurde im Lazarett des Untersuchungsgefängnisses fast sechs Wochen lang behandelt. Erna Kisch verbrachte drei Wochen in „Schutzhaft“ im KZ Fuhlshüttel.

Als Martha Zacher nach Hause zurückkehrte, fand sie ihre Freundin nicht mehr vor. Erna Kisch war zwar aus der „Schutzhaft“ an ihre alte Adresse entlassen, aber schon zehn Tage später deportiert worden. Sie gehörte zum ersten Transport in den Osten, am 25. Oktober 1941 ins Getto in Lodz; dort wurde sie in der Rauchgasse 42/6 einquartiert. Da sie nicht arbeitsfähig war, lebte sie noch erbärmlicher als die arbeitsfähigen Gettobewohner. Bis Jahresende 1941 gab es noch postalischen Kontakt zwischen den Freundinnen.

Als Martha Zacher Anfang 1942 versuchte, ihrer Freundin Geld und Päckchen zu schicken, wurde sie denunziert. Gestapokommissar Kühn nahm sie wegen ihrer Unbotmäßigkeit

keit in Schutzhaft und schickte sie anschließend in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, das sie im September 1944 krank, aber immerhin am Leben, verließ. Erna Kisch wurde am 10. Mai 1942 in das Vernichtungslager Chelmno deportiert und wahrscheinlich gleich ermordet.

Den beiden Freundinnen ist ein eigener Aufsatz in der Broschüre „Stolpersteine in Hamburg-Hamm“ gewidmet, S. 164, siehe Literatur.

Quellen: 1; 2 R 1939/2738; 4; 5; StaH, 522-1, Jüdische Gemeinden, 390 Wählerverzeichnis 1930; 391 Mitgliederliste 1935; 992 e 2 Deportationslisten Bd. 1; BA Bln., Volkszählung 1939; AfW 100591; Archivum Panstwowe, Lodz; Stiftung Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück: Schreiben vom 17.1.2006; Landeskirchliches Archiv der NEK, Kiel: 32.01 Landeskirche Hamburg – Landeskirchenamt, Nr. 2664, Bl. 289; Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Landesentschädigungsamt EG 7993

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



## **Manfred Levisohn,**

geb. 27.2.1937, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 12.9.1942 nach Chelmno

## **Manja Cäcilie Levisohn,**

geb. 16.12.1929, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 12.9.1942 nach Chelmno

## **Margrit (Marguerita) Levisohn,**

geb. Löwenstein, geb. 12.1.1913, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 12.9.1942 nach Chelmno

## **Philipp Levisohn,**

geb. 1.6.1896, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 12.9.1942 nach Chelmno

### **Moorende 8** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Philipp Levisohn** stammte aus Wandsbek und gehörte der dortigen Gemeinde auch noch nach seinem Umzug nach Hamburg in den 1920er Jahren an. Schon der Vater wurde in Wandsbek geboren, Louis Levisohn, geb. 30.10.1866. Er heiratete Helene, geb. Freudenberg, geb. 8.9.1869 in Lilienthal. Philipp Levisohns Eltern kamen in Theresienstadt um. Philipp war das älteste von vier Kindern. Seine Geschwister waren Bernhard, geb. 5.5.1898 in Wandsbek, Mira, geb. 27.3.1905, und Sophie Lotte, geb. 3.7.1909; die beiden Schwestern überlebten die Shoah. Bernhard wurde mit seiner Frau Gertrud, geb. Grossmann, und dem Sohn Heinrich, geb. 21.6.1937, am 8. November 1941 nach Minsk deportiert, wo sich ihre Lebensspur verliert.

Philipp Levisohn war in erster Ehe mit Martha, geb. Wiener, geb. am 27.11.1898, verheiratet. Sie hatten eine Tochter, Manja Cäcilie, geb. 16.12.1929 in Hamburg. Manja besuchte die Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde, machte im April 1939 den Umzug in die Talmud Tora Schule am Grindelhof und später wieder zurück in die Carolinenstraße 35 mit; sie erlebte den Namenswechsel im November 1939 zu „Volk- und Höhere Schule für Juden“. Abgesehen von Rechnen und Turnen waren ihre Leistungen sehr gut bis gut. Manjas Mutter Martha Levisohn starb in den 1930er Jahren.

#### Stadtteil Hamm

„Stolpersteine in Hamburg-Hamm. Biographische Spurensuche“, 2007, S. 107ff.

Autorin:  
Hildegard Thevs

Philipp Levisohn heiratete ein zweites Mal, Margrit (Marguerita), geb. Löwenstein, geb. 12.1.1913 in Gummersbach. Der gemeinsame Sohn Manfred wurde am 27.2.1937 geboren.

Philipp Levisohn hatte als Prokurist und von 1935 bis November 1938 als Gesellschafter der OHG Strauss-Werke, Caffamacherreihe 1/5, ein gutes Auskommen. Dem hohen Lebensstandard entsprach die Altersvorsorge, wozu auch eine

Lebensversicherung gehörte. Aus dieser musste er 5000,- RM an „Judenvermögensabgabe“ zahlen, dazu eine „Reichsfluchtsteuer“ von 3000,- RM. Gemeinsam unterhielten die Brüder Philipp und Bernhard Levisohn ihre Eltern, bis mit ihrer Deportation Ende 1941 ihr Vermögen dem Reich verfiel. Als ihr Hausrat versteigert wurde, erzielte er immerhin noch 3614,80 RM.

Von Moorende 8 zog die Familie in die Greflingerstraße 1. Dort erhielt sie den Deportationsbefehl zum ersten Transport aus Hamburg am 25. Oktober 1941 nach Lodz, zu dem auch Manja Levisohns frühere Klassenlehrerin Rebecca Rothschild gehörte.

Im Getto Lodz – so die Unterlagen des Ältestenrats – wurden sie am 5. Januar 1942 von der Mühlgasse 25 – Adresse des Ältestenrats – in die Rauchgasse 21/39 eingewiesen. Sie und andere erhielten für 11 Personen ein Zimmer ohne Küche. Philipp Levisohn arbeitete im Getto als Tischler, Margrit als Näherin und Manja ging zu der behelfsmäßigen Schule, die der Ältestenrat eingerichtet hatte.

Am 12. September 1942 wurden die Eltern zusammen mit ihren beiden Kindern zur Vernichtung nach Chelmno deportiert, wo sie ermordet wurden. Ihre Abmeldung aus Lodz datiert vom 10. Oktober 1942 und gibt als Ursache an: „ausgewiesen“.

Quellen: 1; 2; 4; 5; StaH, 522-1, Jüdische Gemeinden, 390 Wählerverzeichnis 1930; 391 Mitgliederliste 1935; Talmud Tora Schule Zeugnislisten, 741-4 Fotoarchiv Sa 1246; BA Bln., Volkszählung 1939; AfW 010696; Archivum Panstwowe, Lodz; Ursula Randt, Carolinenstrasse 35, Hamburg 1996, S. 80–82, 98.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



Moorende 6/8

Stadtteilarchiv Hamm

**DER ÄLTESTE DER JUDEN**  
IN LITZMANNSTADT.

**Abmeldung.**

Familiennamen Levisohn R. 2 ✓  
 Vornamen Philip Israel  
 Vornamen der Eltern Louise - Helena  
 Stand Verh. Geburtsort Wandolbs  
 Geburtsdatum 11/6 1896 Religion Mos.  
 Beruf Arbeiter Karten Nr. \_\_\_\_\_  
 Der Obengenannte verliess am 12/9-42  
 die Wohn. Nr. 39 an der Rauchstr.  
 Nr. 21 Ursache ausgewiesen  
 Neue Adresse \_\_\_\_\_

**Anmerkungen:**

Litzmannstadt-Getto, d. 10/10 1942

Eigenhändige Unterschrift des verantwortlichen Hausverwalters. Eigenhändige Unterschrift des Abgemeldeten oder Wohnungsinhabers.

Aus Lodz liegen darüber hinaus An-, Um- und Abmeldungen für Manja, Margit und Manfred Levisohn vor. Archivum Panstwowe, Lodz

## Maximilian Nagel,

geb. 25.5.1883 Elberfeld, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 14.5.1942 nach Chelмно

**Hirtenstraße 13 (Hirtenstraße 14)** (Verlegeort des Stolpersteins)

**Maximilian Nagels Eltern** hießen Moritz Nagel und Theresia, geb. Marx. Maximilian kam 1924 nach Hamburg und trat in die Deutsch-Israelitische Gemeinde ein. Er war Inhaber einer gut gehenden Fabrik für Damenwäsche in der Königstraße 51. Durch die Weltwirtschaftskrise geriet er in finanzielle Schwierigkeiten, konnte sie aber wieder beheben und bis zur „Arisierung“ der Firma 1939 sein Einkommen erheblich steigern.

Maximilian Nagel war zweimal verheiratet. Er nannte sich selbst „glaubenslos“. Zumindest seine zweite Frau war evangelisch und wahrscheinlich „arisch“; beide Frauen sind nicht unter den Todesopfern der NS-Verfolgung. Die Ehen blieben kinderlos.

Am 23. März 1939 erhielt Maximilian Nagel die Unbedenklichkeitsbescheinigung für die Auswanderung nach Montevideo. Sie verfiel. Die Gründe dafür sind unbekannt.

Maximilian Nagel zog von der Hirtenstraße zum Rothenbaum und wechselte noch mehrfach die Adresse und den Stadtteil. Am 25. Oktober 1941 wurde er aus der Rothenbaumchaussee 187 in das Getto Lodz deportiert. Dort wohnte er in der Hamburger Straße 6/3 und hatte ein Zimmer für sich allein. In welchem Beruf er arbeitete, geht aus den Meldescheinen nicht hervor. Er wurde am 14. Mai 1942 „ausgesiedelt“, was bedeutet, dass er im Vernichtungslager Chelмно ermordet wurde.

### Stadtteil Hamm

„Stolpersteine in Hamburg-Hamm. Biographische Spurensuche“, 2007, S. 101ff.

Autorin:  
Hildegard Thevs

**DER ÄLTESTE DER JUDEN**  
in Litzmannstadt-Getto

**Anmeldung.** 536

Familiennamē Nagel  
Vorname(n) Max  
Vorname(n) der Eltern Moritz-Babeta  
Stand Verh Geburtsort Elberfeld  
Geburtsdatum 25.5.1883 Religion mos  
Beruf Kaufmann  
Der Obengenannte bezog am 14.11.41 mit  
1 Personen 1 Zimmer 1 Küche  
in der Wohn. Nr. 3 an der Hamburgstr.  
Nr. 6 Reg. Nr. 317810  
Frühere Adresse Hamburg  
Personalausweis \_\_\_\_\_

**Anmerkungen:**

Litzmannstadt-Getto, d. 14.11 1941  
Max Nagel  
Eigenhändige Unterschrift des Angemeldeten. Eigenhändige Unterschrift des verantwortlichen Hausverwalters

Anmeldung in Lodz

Archivum Panstwowe, Lodz

Quellen: 1; 4; 5; StaH, 522-1, Jüdische Gemeinden, o. Sign. Mitgliederzählung der DIGH 1928; 390 Wählerverzeichnis 1930; 391 Mitgliederliste 1935; 922 e 2 Deportationslisten Bd. 1; BA Bln., Volkszählung 1939; Archivum Panstwowe, Lodz.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Mindel Saalfeld,

geb. 6.4.1892, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 4.5.1942 nach Chelmno

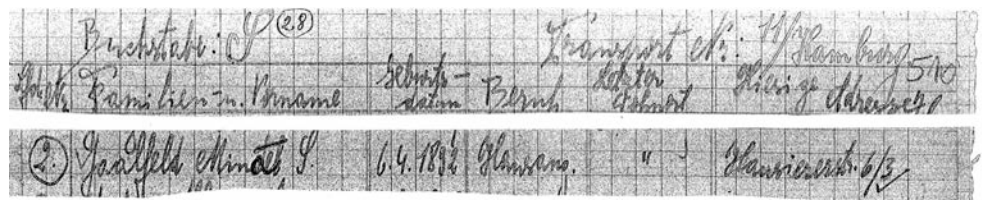
### Carl-Petersen-Straße 29 (Mittelstraße 29) (Verlegeort des Stolpersteins)

**Mindel oder Minna Saalfeld**, wie sie sich auch nannte, trat am 30. April 1937 der Hamburger Jüdischen Gemeinde bei. Sie arbeitete als Hausangestellte für einen minimalen Lohn, z. B. im Oktober 1939 45,- RM, aber manchmal nur für Kost und Logis. Sie wechselte mehrfach ihren Arbeitgeber und mit ihm dann ihre Adresse. Seit mindestens 1939 wohnte sie in der Carl-Petersen-Straße 29 bei Haas.

Von dort aus wurde sie deportiert, und zwar mit dem ersten Transport „zum Aufbau im Osten“ am 25. Oktober 1941 nach Lodz im Warthegau. Im Getto wurde sie in der Hausiererstraße 6/3 einquartiert und arbeitete in einer der Werkstätten als Näherin. Als nach einem Monat Pause am 4. Mai 1942 die Ermordung von Juden aus dem Lodzer Getto im Vernichtungslager Chelmno wieder aufgenommen wurde, war Mindel Saalfeld unter ihnen. In der Adressenliste der Gettoverwaltung ist ihr Name durchgestrichen, und unter Bemerkungen heißt es: „Aussiedlung am 4.5.1942“.



Wohnhaus Mittelstraße 29  
Stadtteilarchiv Hamm



#### Stadtteil Hamm

„Stolpersteine in Hamburg-Hamm. Biographische Spurensuche“, 2007, S. 51f.

Autorin:  
Hildegard Thevs

#### Melderegister Lodz Archivum Panstwowe, Lodz

Quellen: 1; 4; 5; StaH 522-1 Jüdische Gemeinden, 992 e 2 Deportationslisten Bd. 1; BA Bln., Volkszählung 1939; Archivum Panstwowe, Lodz.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Alfred Gordon,

geb. am 24.5.1886 in Augsburg, am 25.10.1941 deportiert nach Łódź, Todesdatum unbekannt

**Hastedtstraße 42** (Verlegeort des Stolpersteins)

**Alfred Gordon** wuchs in einem jüdischen Elternhaus in Schwaben auf. Nach seinem Studium an einem Lehrerseminar arbeitete er zunächst als Pädagoge an einer Kölner Volksschule. Später leitete er das jüdische Landheim Schelm bei Elberfeld-Barmen, eine Stiftung der Familie Silberberg. In diesem Heim für geistigbehinderte Jungen lernte er seine spätere Frau Jenny (geb. 9.12.1886) kennen, die Tochter des Stifters des Heimes.

Im Ersten Weltkrieg diente Alfred Gordon als deutscher Soldat an der Ostfront. Mit einer Kriegsverletzung, unter der er später noch jahrelang zu leiden hatte, kehrte er schließlich aus Russland zurück. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst als Kantor in der jüdischen Gemeinde in Halle a. d. Saale. Mit „Dankbarkeit und Freude“ zeigten Jenny und Alfred Gordon am 15. Mai 1919 die Geburt ihres Sohnes Carl Alexander an.

1929 folgte Alfred Gordon Moritz Bachheimer als Kantor, Lehrer und Vorbeter der Harburger Synagogengemeinde nach. Hier fand er als überzeugter Humanist und erklärter Pazifist nach seinen bitteren Fronterlebnissen bald breite Anerkennung. Ehemalige Schülerinnen und Schüler bezeichnen ihn übereinstimmend als einen äußerst gütigen und überlegten Mann, der stets bemüht gewesen sei, sein Reden und sein Tun miteinander in Einklang zu bringen. Seine Autorität beruhte nicht auf seiner Amtsstellung, sondern auf Anteilnahme, Interesse, Überzeugungskraft und Kompetenz.

Der verstärkte Antisemitismus, der auch in Harburg in den Jahren der Weltwirtschaftskrise zu spüren war, erfüllte ihn mit großer Sorge. Dass er speziell auch bei vielen Jugendlichen zu erkennen war, beunruhigte ihn noch mehr, wie seine mahnenden Worte an den letzten demokratisch gewählten Oberbürgermeister der Stadt, Walter Dudek, zeigen: „Jedermann weiß, dass die Schüler unserer höheren Schulen außerordentlich der politischen Verhetzung ausgesetzt sind. Wenn man bedenkt, dass diese Art der Agitation fast

nur mit Gefühlen arbeitet, und dadurch gerade bei der Jugend, die gefühlsmäßig eingestellt ist, großen Erfolg hat, darf man sich nicht darüber wundern, wenn antisemitische Strömungen innerhalb der Schülerschaft Platz greifen.“

Im Sommer 1930 sah er sich in dieser Analyse durch ein trauriges Erlebnis seines Sohnes Carl Alexander während eines Schulausflugs bestätigt. Als die Klasse auf der Wanderung eine Rast einlegte, wurde der zwölfjährige Junge plötzlich von mehreren Mitschülern angegriffen und unter lauten

Stadtteil  
**Harburg-Altstadt**

„Stolpersteine in  
Hamburg-Harburg und  
Hamburg-Wilhelmsburg.  
Biographische  
Spurensuche“, 2012,  
S. 110ff.

Autor:  
Klaus Möller

Rufen „Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!“ an einen Baum gebunden. Als das Harburger Volksblatt diesen Vorfall im Februar 1931 in einer Ausgabe aufgriff, sah sich sogar der Harburger Magistrat unter Oberbürgermeister Walter Dudek gezwungen, in diese schulinterne Angelegenheit einzugreifen, was eigentlich nicht im Sinne der Eltern war. Sie hatten ursprünglich gehofft, im direkten Gespräch mit der Schule eine Einigung zu erzielen. Als dieser Versuch zu keinem positiven Ergebnis führte, entschlossen sie sich, ihren Sohn am staatlichen Stresemann-Realgymnasium (heute: Friedrich-Ebert-Gymnasium) in Harburg ab- und in der Talmud Tora Schule in Hamburg anzumelden.

Nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten erkannte Alfred Gordon sehr schnell, wie stark er jetzt als Seelsorger gefordert war. Wenige Tage nach dem reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien schrieb er seiner Gemeinde zum Pesachfest 1933 einen Brief, der nichts verschwieg oder beschönigte. „Es ist eine große Angst in uns eingezo-gen; die materielle Basis unseres Lebens scheint uns bedroht, die seelische Not ist fast noch größer.“ Doch zugleich schenkte er seinen Leserinnen und Lesern Mut und Hoffnung:

„Es wird wieder die Zeit kommen, in welcher man unsere Mitarbeit nicht verschmähen wird, in der man unsere Ehre und unseren guten Willen anerkennen wird! Dann werden wir zurückblicken auf diese Tage furchtbarer seelischer Not. Sie werden uns verklärt erscheinen und wir werden wissen, dass diese Tage uns besser gemacht haben, dass es Tage der Besinnung und der Einkehr waren.“ Dann, so hoffte er, würden sich „die Fluten des Hasses teilen“ und der Weg „in das gelobte Land einer anderen und besseren Zeit“ frei sein.

Doch die Not blieb und nahm weiter zu. Viele Harburger Jüdinnen und Juden entschlossen sich zur Auswanderung, andere zogen in die Großstadt Hamburg. Durch den damit verbundenen Kultussteuerausfall und die gleichzeitig steigenden Kosten wurde es für den Gemeindevorstand immer schwieriger, einen ausgeglichenen Haushalt zu erwirtschaften. Es lässt sich nicht eindeutig klären, wann genau der letzte Gottesdienst in der Harburger Synagoge abgehalten wurde. Im März 1937 begannen die Verhandlungen über den Zusammenschluss der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg mit den drei preußischen Gemeinden Harburg, Wandsbek und Altona, die mit Beginn des Jahres 1938 zur Bildung einer Groß-Hamburger Gemeinde führten.

Alfred Gordon blieb offenbar vorerst in Harburg. Für ihn war ein Tätigkeitsbereich vorgesehen, der das südliche Umland mit einbezog, da er auch „als Lehrer und Seelsorger von Kleingemeinden“ einen guten Ruf genoss.

Obwohl Alfred Gordon von Freunden immer wieder zur Emigration gedrängt wurde, folgte er ihrem Rat nicht. 1936 kehrte er nach wenigen Tagen von einer Reise nach Palästina zurück, wohin er eine Jugendgruppe begleitet hatte. Er hielt es für seine Pflicht, denen zu dienen, die ihm anvertraut waren. „Mein Platz“, sagte er, „ist in der Gemeinde. Ich kann erst gehen, wenn das letzte Mitglied der Gemeinde Deutschland verlassen hat.“ Lediglich seinem Sohn ermöglichte er im Februar 1939 die Ausreise nach Südamerika.



Alfred Gordon, letzter Prediger der Harburger Synagogengemeinde, ca. 1930  
Sammlung Matthias Heyl

Im April 1939 zog Alfred Gordon mit seiner Frau in die Breite Straße 46 in Hamburg-Altona. Jenny Gordon starb, zutiefst deprimiert, am 18. August 1941.

Zwei Monate später gehörte der letzte Harburger Kantor am 25. Oktober 1941 zu den 1034 Hamburger Jüdinnen und Juden, die nach Lodz deportiert wurden. Für die meisten dieser Menschen war das Getto Lodz eine Durchgangsstation auf dem Weg in den Tod in den Gaskammern der Vernichtungslager Chełmno und Auschwitz.

Der Harburger Fritz Sarne, einer der wenigen Überlebenden des ersten Hamburger Deportationstransports, arbeitete zeitweilig als Totengräber auf dem Jüdischen Friedhof in Lodz. Er berichtete später: „Ich habe eine Reihe von Harburgern dort beerdigt, deren Namen ich nicht mehr entsinnen kann. Ich erinnere mich jedoch an einen Morgen im Februar 1942, [als] ich an der Friedhofsmauer ... arbeitete ... [und] einen Lastwagen [sah], auf dem ich einige Harburger, darunter Prediger Gordon, erkannte. – Ich sehe ihn noch heute, mit seinem kleinen Spitzbart, mit seiner Brille, mit Gepäck ... auf dem Lastauto ... vorbeifahren. Und nach ungefähr zwei Stunden kehrten die Autos leer zurück. Später erfuhr ich, dass im in der Nähe gelegenen Chełmno eine Vergasungsanstalt bestand, in der unsere Leute umgebracht wurden.“

Am 22. September 1987 beschloss die Harburger Bezirksversammlung, eine Straße im Langenbeker Feld – einem Neubaugebiet – nach Alfred Gordon, dem letzten Prediger der Harburger Synagogengemeinde, zu benennen.



Quellen: 1; 4; 5; 8; StaH, 351-11, AfW, Abl. 2008/1, 150519; StaH, 430-5 Magistrat Harburg-Wilhelmsburg, 1724-06 Antisemitismus unter den Schülern des Realgymnasiums; Heyl (Hrsg.), Harburger Opfer; Heyl, Synagoge; Heyl, „nicht mehr rememberlich“; Hartwig, Großvaters Harburg.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

Siehe auch:  
[http://www.hamburgwiki.de/wiki/Alfred\\_Gordon](http://www.hamburgwiki.de/wiki/Alfred_Gordon)  
(Lebensgeschichte auf Hamburg StadtWiki)

## **Henny Walzer,**

geb. Blättner, geb. am 10.6.1899 in Kassel, deportiert nach Łódź am 25.10.1941, "ausgesiedelt" nach Chełmno am 15.5.1942

## **Ludwig Lothar Walzer,**

geb. am 6.4.1927 in Hamburg, deportiert nach Łódź am 25.10.1941, "ausgesiedelt" nach Chełmno am 15.5.1942

## **Moritz Walzer,**

geb. am 3.5.1883 in Zablotow, deportiert von Mechelen (Belgien) nach Auschwitz am 31.10.1942

## **Norbert Walzer,**

geb. am 19.1.1926 in Harburg, deportiert nach Łódź am 25.10.1941, "ausgesiedelt" nach Chełmno am 15.5.1942

### **Moorstraße 4** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Das Möbelhaus Walzer** in der Moorstraße 4 gehörte zu den jüdischen Unternehmen in Harburg, die in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg florierten. Der Inhaber Moritz Walzer stammte aus dem kleinen Ort Zablotow (heute: Sabolotiw) am Oberlauf des Pruths am Fuß der Karpaten in Galizien, das vor dem Ersten Weltkrieg der Habsburger Krone unterstand und 1918 polnisch wurde. Heute gelten in dem Ort, in dem auch der bekannte jüdische Schriftsteller und Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels von 1983, Manès Sperber, geboren wurde, die Gesetze der Ukraine. 1910 lebten in Zablotow 2171 Juden und 2587 andere Personen, mehrheitlich Ukrainer. Die beiden unterschiedlichen Volksgruppen kamen nicht immer friedlich miteinander aus, wie auch Manès Sperber in seiner Autobiographie beschreibt.

Moritz Walzers zweite Ehefrau Henny stammte ebenfalls aus einer jüdischen Familie, die in Hessen beheimatet war. Die drei Kinder Klara (geb. 1910), Norbert und Ludwig Lothar Walzer wuchsen in Harburg auf. Die beiden Jungen besuchten zunächst die nahe gelegene Grundschule und wechselten danach auf die Harburger Sammelschule bzw. auf die Knabenschule in der Elisenstraße (heute: Baererstraße). Ihre Schulzeit beendeten sie auf der Talmud Tora Schule in Hamburg.

Als die NSDAP kurz nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 1. April 1933 zu einem reichsweiten Boykott aller jüdischen Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien aufrief, setzten die neuen Herren im Harburger Magistrat auch den Namen der Firma Walzer in der Moorstraße auf die Liste der davon betroffenen Firmen. Das Möbelhaus wurde

Stadtteil  
**Harburg-Altstadt**

„Stolpersteine in Hamburg-Harburg und Hamburg-Wilhelmsburg. Biographische Spurensuche“, 2012, S. 244ff.

Autor:  
Klaus Möller



ab sofort von weiteren städtischen Aufträgen ausgeschlossen und am 1. April öffentlich als ein Geschäft gekennzeichnet, in dem „gute Deutsche“, wie es hieß, nichts zu suchen hätten.

Trotz dieser Maßnahmen konnte Moritz Walzer seinen Kundestamm in den folgenden Jahren weitgehend halten; sein zu versteuern- des Einkommen blieb von 1933 bis 1938 nahezu gleich. Dieser Zustand änderte sich schlagartig in den letzten Monaten des Jahres 1938. Die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ vom 12. November 1938, die Juden jede weitere selbstständige Tätigkeit im Handel und Handwerk untersagte, vernichtete auch Moritz Walzers wirtschaftliche Existenzgrundlage. Nach diesem Verbot blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Möbelgeschäft und das dazugehörige Grundstück in der Otto-Telschow-Straße 4, wie die Moorstraße jetzt hieß, zu einem Preis weit unter Marktwert zu verkaufen. Nach Abschluss dieser Transaktion, der auch der Hamburger Gauleiter Karl Kaufmann seine Zustimmung geben musste, wurde für seine Konten am 27. März 1939 mit sofortiger Wirkung eine „Sicherungsanordnung“ erlassen, weil er „Jude“ und mit seiner Auswanderung zu rechnen sei. Danach durfte er, abgesehen von einem festen Betrag von 300 RM für den Lebensunterhalt seiner Familie, nur mit Genehmigung des Hamburger Oberfinanzpräsidenten über diese Konten verfügen.

Dass Moritz Walzer anschließend alle Kräfte mobilisierte, um Deutschland möglichst schnell zu verlassen, ist unter diesen Umständen kein Wunder, zumal seine Tochter Klara ihrer Heimat schon bald nach 1933 den Rücken gekehrt hatte. In seinem Auswanderungsantrag nannte er die Vereinigten Staaten von Amerika als Zielland. Doch bevor er die letzten bürokratischen und finanziellen Auflagen erfüllen konnte, begann der deutsche Überfall auf Polen. Moritz Walzer floh daraufhin nach Belgien. Sein Sohn Ludwig fand kurz danach einen Platz in einem Umschulungslager, in dem jüdische Jugendliche für ein zukünftiges Leben als Landarbeiter in Palästina vorbereitet wurden. Diese Ausbildung konnte er allerdings nicht zu Ende führen.

Kurz nach dem endgültigen Auswanderungsverbot für alle deutschen Juden traf der „Evakuierungsbefehl“ der Hamburger Gestapo für Henny Walzer und ihren fünfzehnjährigen Sohn Norbert in der Otto-Telschow-Straße in Harburg ein, wo sie weiterhin wohnten. Ihr Abtransport mit dem ersten Hamburger Deportationszug war für Samstag, dem 25. Oktober 1941, vorgesehen. Der Name des 14-jährigen Ludwig Walzer wurde nachträglich auf die Liste gesetzt. Die Gestapo hatte Anweisung, Eltern und minderjährige Kinder zusammen zu deportieren. Vermutlich hatte sie den Jungen zunächst „übersehen“.

Der Transport führte ins Getto Lodz, wo Henny Walzer und ihre beiden Söhne zunächst in einer Unterkunft in der Alexanderhofstraße 31 und später in der Hohensteinerstraße 43 unterkamen, die sie sich jeweils mit fünf weiteren Personen teilen mussten. Nachdem in den ersten Monaten des Jahres 1942 ca. 45 000 polnische Juden und „Zigeuner“ des Gettos ermordet worden waren, befahl Heinrich Himmler im April 1942 die Ausdehnung des Mordprogramms auf alle nicht-polnischen arbeitsunfähigen und arbeitslosen



Moritz Walzer  
Archives générales du Royaume  
et Archives de l'État dans les  
Provinces

Bewohnerinnen und Bewohner des Sperrgebiets. Die so genannte Aussiedlung der Betroffenen begann am Montag, dem 4. Mai 1942.

Elf Tage später verließen Henny und ihre beiden Söhne Norbert und Ludwig Lothar mit dem letzten der zwölf Transporte dieser zweiten großen Deportationswelle den Radegaster Bahnhof in Lodz. Auch diese Fahrt endete wie alle anderen nach wenigen Stunden im Vernichtungslager Chelmno/Kulmhof, das sich hinter den Mauern eines verfallenen Schlosses verbarg. Hier wurden die Menschen gleich nach ihrer Ankunft in die Kellerräume geleitet und von dort durch einen engen Gang über eine Rampe in die Laderäume mobiler Gaswagen getrieben. Diese Fahrzeuge und das Personal waren schon bei der „T4“-Aktion eingesetzt worden. Die Leichen wurden anschließend in einem nahe gelegenen Wald vergraben.

Nach der Besetzung Belgiens durch die Wehrmacht war auch für Moritz Walzer die kurze Atempause beendet, die ihm die Flucht in das neutrale Nachbarland verschafft hatte. Die Verfolgung setzte erneut ein. Gleich im Oktober 1940 musste Moritz Walzer sich auf Anordnung der deutschen Militärverwaltung als Jude registrieren lassen. Es folgten diverse Verordnungen, die auch die in Belgien lebenden Jüdinnen und Juden schnell ins materielle und menschliche Elend stürzten. Es dauerte keine zwei Jahre, bis auch aus diesem Land die ersten Deportationszüge in den Osten rollten. Moritz Walzer betrat am 30. Oktober 1942 das Sammellager Mechelen und wurde gleich am nächsten Tag mit dem 17. belgischen Deportationskonvoi nach Auschwitz abtransportiert.

Die Bahnfahrt dauerte drei Tage. Nach der Selektion auf der Ausladerampe wurden 777 Männer und Frauen als Häftlinge in das Lager eingewiesen und die anderen 919 Menschen in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ermordet. Wir wissen nicht, welcher Gruppe Moritz Walzer zugeteilt wurde. Vom Amtsgericht Harburg wurde er am 9. März 1962 für Ende 1942 für tot erklärt.

The image shows three identical forms titled "DER ÄLTESTE DER JUDEN IN LITZMANNSTADT. Abmeldung." (The oldest of the Jews in Litzmannstadt. Discharge). Each form contains handwritten details for a different family member:

- Form 1 (Left):** For Henny Walzer. Family name: Walzer; First name: Henny; Parents: Louis & Dorothea; Status: Jewish; Birthplace: Kaschau; Birth date: 16.VI.1899; Religion: Mos.; Occupation: Handwerker (Leinwand); Date of departure: 22.IV.1942; Address: Nr. 19, Alexanderhofstr. Nr. 31; Cause: Hunger; New address: Hohensteinstr. 43/40. Discharge date: 27.IV.1942.
- Form 2 (Middle):** For Norbert Walzer. Family name: Walzer; First name: Norbert; Parents: Moritz & Rosalie; Status: Jewish; Birthplace: Kaschau; Birth date: 19.IV.1926; Religion: Mos.; Occupation: Karten Nr.; Date of departure: 18.V.1942; Address: Nr. 40, an der Hohensteinstr.; Cause: Hunger; New address: Hohensteinstr. 43/40. Discharge date: 20.V.1942.
- Form 3 (Right):** For Ludwig Lothar. Family name: Walzer; First name: Ludwig; Parents: Moritz & Rosalie; Status: Jewish; Birthplace: Kaschau; Birth date: 6.IV.1924; Religion: Mos.; Occupation: Karten Nr.; Date of departure: 18.V.1942; Address: Nr. 40, an der Hohensteinstr.; Cause: Hunger; New address: Hohensteinstr. 43/40. Discharge date: 20.V.1942.

Abmeldungen aus dem Getto Lodz in die Tötungsanstalt Chelmno für Henny, Norbert und Ludwig Walzer  
Archivum Panstwowe w Lodzi

Quellen: 1; 2 (F 2338 Moritz Walzer, R 1939/2083 Moritz Walzer, R 1940/1013 Henny Walzer); 4; 5; 8; StaH 351-11, AfW, Abl. 2008/1, 060427 Walzer, Ludwig Lothar, 190126 Walzer, Norbert; StaH, Bestand Harburg, 2 Stadtbücher, III 1 Bd. IX, Protokolle der Magistratssitzungen 1933; StaH, 430-5 Dienststelle Harburg, 1810-08, 430-74 Polizeipräsidium Harburg-Wilhelmsburg II, 60, 40; StaH, 430-5 Dienststelle Harburg, Ausschaltung jüdischer Geschäfte und Konsumvereine, 1810-08, Bl. 89ff.; Heyl (Hrsg.), Harburger Opfer; Heyl, Synagoge; <http://www.HetJoodsMuseumvanDeDeportatieVerzet>, E-Mail: [jmdv@telenet.be](mailto:jmdv@telenet.be) (14.1.2010); Czech, Kalendarium, S. 332; Krakowski, Chelmno/Kulmhof; Sperber, Vergangene, S. 14ff.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## **Bella Freimuth,**

geb. Schur, geb. 10.6.1887 in Berlin, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 2.9.1942 in Chelmno ermordet

## **Emil Freimuth,**

geb. 31.3.1880 in Sedlitz, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 2.9.1942 in Chelmno ermordet

## **Edgar Freimuth,**

geb. 27.4.1922 in Hamburg, am 10.8.1942 von Prag nach Theresienstadt deportiert, von dort nach Auschwitz deportiert, am 1.2.1943 ermordet

## **Renate Freimuth,**

geb. 7.8.1925 in Hamburg, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 2.9.1942 in Chelmno ermordet

**Isestraße 43** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Bella Freimuth** stammte aus Berlin, Emil Freimuth kam aus Sedlec in Böhmen und besaß die Staatsangehörigkeit des Protektorats Böhmen und Mähren. Er war Kaufmann von Beruf und arbeitete bis 1939 als Geschäftsführer einer Hamburger Im- und Exportfirma, deren Teilhaber er zugleich war.

Das Ehepaar hatte drei Kinder, von denen der älteste Sohn Herbert 1924 im Alter von drei Jahren starb. Edgar, der zweite Sohn, zog 1936 im Alter von vierzehn Jahren nach Prag, wo die Familie vermutlich Verwandte hatte. Die Tochter Renate besuchte in Hamburg die Israelitische Töchterschule in der Carolinenstraße, nach deren Auflösung im Frühjahr 1939 dann gemeinsam mit den Jungen die Talmud Tora Schule. Ins Poesiealbum ihrer Mitschülerin Steffi, die auswandern konnte, schrieb sie: „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir G'tt.“

Der Sohn der ehemaligen Hausangestellten Elsa berichtete im Jahre 2009, seine Mutter habe ein besonders herzliches Verhältnis zu Renate gehabt und angeboten, sie bei Verwandten in Schleswig-Holstein zu verstecken. Die Eltern wollten aber nicht, dass die Familie noch mehr auseinandergerissen wurde, nachdem bereits der Sohn nach Prag gezogen war. Elsa besuchte die Familie auch noch, als sie nicht mehr dort arbeitete.

Stadtteil **Harvestehude**

„Stolpersteine in der Hamburger Isestraße. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 125ff.

Autorin:  
Christa Fladhammer

Nachdem Emil Freimuth seine berufliche Existenz verloren hatte, bereiteten die Eltern im Frühjahr 1939 für sich und die beiden Kinder die Auswanderung vor. Daraufhin wurde das Vermögen, das aus dem Anteil an der aufgelösten Firma bestand, unter „Sicherheitsanordnung“ gestellt, d. h., gesperrt. 425 RM durfte die Familie monatlich für ihren Lebensunterhalt verbrauchen.

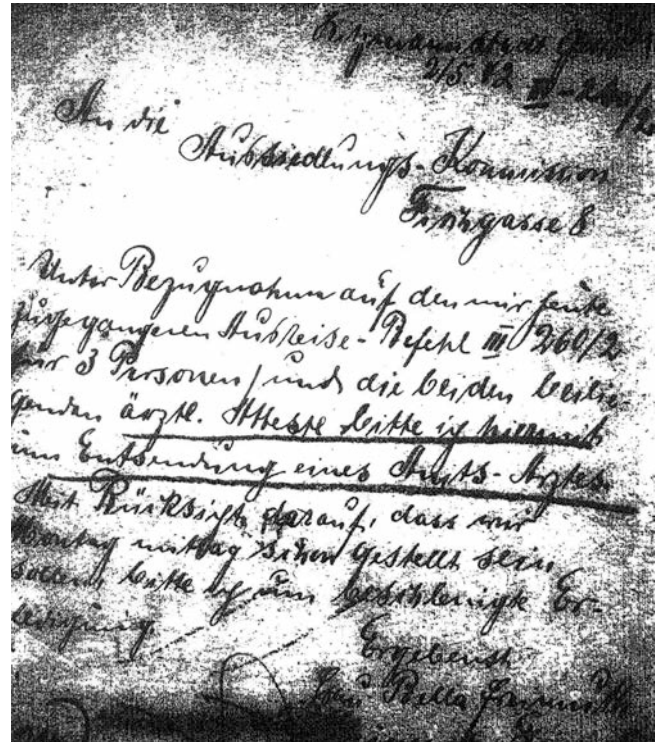
Im Dezember 1939 wurde Emil Freimuth fünf Tage lang als „Schutzhäftling“ im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel interniert, wobei die Haftgründe unbekannt sind.

Nachdem sich die Auswanderungspläne zerschlagen hatten, zog Familie Freimuth, vermutlich nicht freiwillig, von der Hayn- in die Isestraße. Von dort mussten sich die Eltern mit ihrer Tochter am 25. Oktober 1941 zur Deportation nach Lodz melden. In Lodz kamen sie in der Steinmetzgasse unter.

Als für etliche Gettobewohner im Mai 1942 eine weitere Deportation nach Chelмно anstand, erhielt auch Familie Freimuth den Befehl zur „Ausreise“. Bella Freimuth beantragte für sich und ihre Familie die Zurückstellung, da sowohl ihre Tochter als auch ihr Mann schwer krank waren, Emil Freimuth sogar bettlägerig. Beiden wurde von einem Getto-Arzt ihre Transportunfähigkeit bescheinigt. Dennoch wurde ein Wagen angefordert, um Emil Freimuth zum Zug zu bringen, denn der Antrag auf Freistellung war abgelehnt worden; Krankheit war kein Grund für eine Zurückstellung. Im letzten Moment wurde dann doch anders entschieden.

Die Freimuths konnten bleiben, allerdings nur für etwas mehr als drei Monate. Am 2. September wurden sie nach Chelмно gebracht und dort ermordet. Diesmal hatte die Gestapo selbst und nicht die jüdische Aussiedlungskommission die Auswahl darüber getroffen, wer in den Tod geschickt wurde.

Edgar Freimuth wurde am 10. August 1942 von Prag nach Theresienstadt deportiert und von dort aus weiter nach Auschwitz, wo er am 1. Februar 1943 ermordet wurde.



An die Aussiedlungs-Kommission  
Finzgasse 8

Unter Bezugnahme auf den mir heute  
zugegangenen Ausreise-Befehl II 260/3  
für 3 Personen, und die beiden beiliegen-  
den ärztl. Atteste bitte ich hiermit  
um Entsendung eines Amts-Arzt  
Mit Rücksicht darauf, dass wir  
Montag mittag schon gestellt sein  
sollten, bitte ich um beschleunigte Er-  
ledigung.

Ergebenst  
Frau Bella Freimuth

Bella Freimuth „Letzter Brief aus Lodz“:

„An die Aussiedlungs-Kommission Finzgasse 8  
Unter Bezugnahme auf den mir heute zugegangenen Ausreise-  
befehl II 260/3 für 3 Personen und die beiden beiliegenden  
ärztl. Atteste bitte ich hiermit um Entsendung eines Amts-Arzt-  
tes. Mit Rücksicht darauf, dass wir Montag mittag schon ge-  
stellt sein sollen, bitte ich um beschleunigte Erledigung.  
Ergebenst Frau Bella Freimuth [letzte Zeile unleserlich]“  
USHMM

Quellen: 1; 2; 5; ITS/ARCH/ZNK 1.2.2.1; USHMM, RG 15.083, M 299/464-465, 301/609-610; Auskunft von Fritz Neubauer, Universität Bielefeld am 24.11.2009; mündliche Auskunft Steffi Wittenberg; mündliche Auskunft Rolf Kummerfeld am 2.6.2009.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Laura (Lona) Heldberg,

geb. Tarter, geb. 16.9.1887 in Lemberg, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, im Mai 1942 in Chelмно ermordet

## Walter Heldberg,

geb. 23.1.1888 in Oels, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, im Mai 1942 in Chelмно ermordet

### Isestraße 36 (Verlegeort der Stolpersteine)

**Walter Heldberg**, in Schlesien geboren, zog aus dem Rheinland nach Hamburg. Er war in Wesel aufgewachsen, wo sein Vater als Fotograf ein eigenes Atelier besaß, während seine Mutter als Pianistin wirkte. Noch in Wesel erhielt Walter Heldberg eine Ausbildung bei einem Porträtmaler. In Köln erlernte er dann den Beruf des Schaufensterdekorateurs.

Bald nach Beendigung seiner Ausbildung muss er nach Hamburg gekommen sein, wo er für zwei bekannte Modehäuser in seinem Beruf arbeitete. Noch vor Beginn des Ersten Weltkriegs heiratete er Lona Tarter, deren Familie aus Lemberg stammte. Während des Krieges diente Walter Heldberg bei der Artillerie im Fronteinsatz.

1915 wurde der Sohn Werner geboren, sieben Jahre darauf ein zweiter Sohn, Egon. In den zwanziger Jahren machte sich Walter Heldberg mit einem Herrenmodegeschäft selbstständig, in dem er seine Ehefrau für die Büroarbeiten und außerdem eine Verkäuferin beschäftigte. Allerdings gab er das Geschäft nach wenigen Jahren wieder auf und konzentrierte sich auf seinen erlernten Beruf. In seiner Wohnung am Schulterblatt betrieb er ein Atelier für Entwurf, Fotografie und Ausführung von Schaufensterdekorationen der Textilbranche. Er stellte Werbefotos für bekannte Firmen her, hauptsächlich für Drogerie- und Kosmetikfirmen. 1935 gab er auch diese selbstständige Tätigkeit auf. Da er als Jude aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen war, konnte er seinen Beruf nicht mehr ausüben. Wahrscheinlich arbeitete er bis 1938 als Angestellter in einer jüdischen Firma.

Die Söhne konnten Deutschland verlassen. Werner, der Ältere, ging 1935 zunächst nach Dänemark und wanderte 1937 über Holland und Frankreich nach Kolumbien aus.

1968 kehrte er nach Deutschland zurück.

#### Stadtteil Harvestehude

„Stolpersteine in der Hamburger Isestraße. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 46 ff.

Autorin:  
Christa Fladhammer

Ende 1938 bereiteten Lona und Walter Heldberg für sich und den 16-jährigen Sohn Egon die Auswanderung nach Kolumbien vor. Der Versuch scheiterte, obwohl die bürokratischen Vorbereitungen weit gediehen waren. Die Unbedenklichkeitsbescheinigung der Oberfinanzdirektion lag vor, die öffentliche Auskunft- und Beratungsstelle für Auswanderer hatte befürwortet, dass Walter Heldberg seine Kamera mitnehmen durfte, die Umzugsgutliste enthielt weitere Gegen-

stände, die er brauchte, um in der neuen Heimat seinen Beruf ausüben zu können. Möglicherweise gab es Schwierigkeiten mit dem Einwanderungsland.

In dieser Ungewissheit wurde Sohn Egon, wahrscheinlich mit einem Kindertransport, am 1. Dezember 1938 nach England geschickt.

Der Kontakt zu den Eltern beschränkte sich auf die wenigen Zeilen, die das Rote Kreuz in seinen internationalen Briefen erlaubte. So wissen wir wenig über das Schicksal der Eltern in ihren letzten Lebensjahren. Ein Sohn meint, Walter Heldberg habe „Pflichtarbeit“ leisten müssen. 1939 zogen die Eltern aus der eigenen Wohnung am Schulterblatt als Untermieter in die Isestraße 36. Von dort wurden sie am 25. Oktober 1941 nach Lodz deportiert. Ihre Adresse im Getto war Alexanderhofstraße 37. Als Berufe wurden für Walter Heldberg „Designer“, für Lona Heldberg „Hausfrau“ angegeben.

Am 8. Mai 1942 stellte Walter Heldberg für sich und seine Frau den Antrag, von der bevorstehenden „Evakuierung“ aus Lodz freigestellt zu werden, weil er seit November 1941 „mit Unterbrechung infolge erfrorener Gliedmaßen mit öffentlichen Aufgaben beschäftigt“ war, und zwar laut einer beigefügten Bescheinigung bis zum Tag der Antragstellung. „Öffentliche Arbeiten“ galten aber nicht als richtige Arbeitsstelle. Walter und Laura Heldbergs Namen kamen zwar auf eine Reserveliste, sie wurden aber mit einem der „Mai-Transporte“ nach Chelmno geschickt und vor dem 15. Mai 1942 dort ermordet.



Quellen: 1; 2; 8; AfW 230188, 160987, 250715; USHMM, RG 15.083, M 299/857-859; Auskunft per E-Mail von Fritz Neubauer, Universität Bielefeld am 19.11.2009.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Else Leopold,

geb. am 8.3.1891, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, weiter deportiert am 15.5.1942 nach Chelmno

## Lambert Friedrich Leopold,

geb. am 30.8.1890, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, weiter deportiert am 15.5.1942 nach Chelmno

### Isestraße 45 (Verlegeort der Stolpersteine)

Wenn noch einmal mich dieses Leben rief  
und höbe mich in den geweihten Kreis  
der Schaffenden aus der Verbannung Tiefe  
ins Licht herauf, das ich zuinnerst weiß,  
dann soll mein Jubel wie ein Sturzbach schäumen  
durch alle meine Stunden, Tag und Nacht.  
Gelobet seiest Du, der im Dunkel wacht  
und Wirklichkeiten webt aus Menschenträumen.

**Dieses Gedicht** schrieb im November 1933 der Hamburger Richter Lambert Leopold, nachdem ihm die nationalsozialistischen Machthaber wenige Wochen zuvor, am 30. September 1933, Berufsverbot erteilt hatten.

Lambert Leopold, am 30. August 1890 als Sohn des jüdischen Kaufmanns Leyser Leopold und dessen Ehefrau Meda, geb. Stern, in Hamburg geboren, wurde nach einem Studium der Rechtswissenschaften und dem Referendariat am 6. September 1920 zum Assessor und am 1. Februar 1921 zum Richter am Landgericht Hamburg ernannt. Er war verheiratet mit Else Perutz (geb. am 8.3.1891). Aus der Ehe gingen die in Hamburg geborenen Kinder Hanna Deborah (geb. 1919) und Ludwig (geb. 1926) hervor.

Die Kinder konnten 1939 Deutschland verlassen und emigrierten in die USA und nach Schweden. Auch Else und Lambert Leopold versuchten noch im selben Jahr, nach Palästina oder England zu flüchten, was Ihnen jedoch nicht mehr gelang.

Zum 25. Oktober 1941 erhielten sie ihren Deportationsbefehl nach Lodz, von wo sie am 15. Mai 1942 nach Chelmno verschleppt und ermordet wurden.

Lambert Leopold dachte, wie viele assimilierte Juden jener Zeit, sehr national und patriotisch. Er hoffte daher bis zuletzt, dass die nationalsozialistischen Machthaber ihn im Amt belassen würden. So unternahm er Ende Mai 1933 den

#### Stadtteil Harvestehude

„Stolpersteine in der Hamburger Isestraße. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 128ff.

Autor:  
Johann-Hinrich Möller

Versuch, in einer Anlage zu dem Fragebogen, auf dessen Grundlage über seinen Verbleib im Staatsdienst entschieden werden sollte, deutlich zu machen, dass er als Mitglied im „Bund Deutscher Bodenreformer“ einer Organisation angehörte, deren „Ziele sich in ganz wesentlichen Dingen doch mit den Zielen der ‚Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei‘ decken“. Sogar nachdem er mit seiner Frau bereits nach Lodz deportiert war, setzte er auf die Korrektheit des deutschen Beamtentums und bat mit Schreiben vom 6. Dezember 1941 darum, ihm seine „Ruhegehaltsbeträge“ künftig an die Hohensteiner Straße 43 (Wohnung 33) in „Litzmannstadt“ zu überweisen.

Erst durch dieses Schreiben wurde die Justizverwaltung darauf aufmerksam, dass die Bezüge für November und Dezember, also nach seiner Deportation, weiterhin auf Lambert Leopolds Sperrkonto überwiesen worden waren. Daraufhin erfolgte die Anordnung, das Vermögen einzuziehen und die für November und Dezember gezahlten Bezüge zurückzufordern.

Wenige Tage vor seiner Deportation nach Chelmno unternahm Lambert Leopold einen letzten verzweifelten Versuch, seiner Ermordung zu entgehen, indem er in einem Brief um die Zurückstellung von der „Evakuierung“ nach Chelmno bat:

Lambert Leopold (Landrichter i. R.)  
Else Leopold  
Hohensteiner Straße 43/33  
Hamburger Transport  
Litzmannstadt ??? 2. Mai 1942  
An die [Abteilung (?)] für Eingesiedelte

Aufgrund des uns heute erteilten Ausreisebefehls Nr. III / 427/8 bitte ich ergebenst uns von der Evakuierung freizustellen, und zwar mit folgender Begründung:

Meine Ehefrau und ich sind seit dem 3. April 1942 bei der Abteilung für Straßen- und Gartenbau unter Nr. 99 und 100 zum Arbeitseinsatz registriert. Wir hatten uns dort gemeldet, sobald verlautete dass dort Arbeitskräfte gesucht würden.

Offene Frostwunden an beiden Händen und Füßen, an denen ich den Winter über gelitten hatte und schwere Herzschwäche zwangen mich aber den Monat April über noch in ärztlicher Behandlung zu bleiben (bei Herrn Dr. Natanssen und Herrn [...] Rubinstein) und machen mich von der Pflege durch meine Frau abhängig. So konnten wir bisher nicht zum Arbeitseinsatz gebracht werden.

Wir warten nunmehr auf unseren Einsatz zum Arbeitsbeginn.

In der Hoffnung keine Fehlbitte zu tun, bitten wir somit um Freistellung von der Evakuierung.

Ergenbst Lambert und Else Leopold



Else und Lambert Leopold,  
Tochter Hanna Deborah  
auf einem Spaziergang in  
der Isestraße, das Ehepaar  
mit Sohn Ludwig (Lujo),  
Dezember 1937  
Michael Knight



Das Gesuch wurde abgelehnt. Else und Lambert Leopold wurden vermutlich gleich nach ihrer Ankunft in Chelmno am 15. Mai 1942 in einem Gaswagen ermordet.

Bei meinen Recherchen über Else und Lambert Leopold bin ich zudem auf ein interessantes Tondokument gestoßen. Seine persönliche Situation umschrieb Lambert Leopold sehr eindrucksvoll in einer Reihe von Gedichten, die er nach seinem Berufsverbot geschrieben hatte. Anfang 1934 hat Lambert Leopold einige dieser Gedichte für seine Schwester Frieda Wertheim, die mit ihrem Mann nach Südafrika emigriert war, auf eine Schallplatte gesprochen.

Aufgenommen wurde diese Platte in Hamburg in den Großen Bleichen, wo es damals eine Reihe kleinerer Tonstudios gab, die derartige Aufnahmen für private Zwecke produzierten. Irmgard Pilz, eine Freundin der Tochter von Frieda Wertheim, hat von dieser Schallplatte eine Tonbandkopie erstellt und mir freundlicherweise eine Kopie zur Verfügung gestellt.

Im Zusammenhang mit der Verlegung von „Stolpersteinen“ für zehn Opfer aus der Hamburger Richterschaft vor dem Ziviljustizgebäude am Sievekingplatz berichtete der Norddeutsche Rundfunk Ende Juli und Anfang August 2006 in zwei Beiträgen über Lambert Leopold und machte Auszüge aus dieser Aufnahme einem größeren Publikum zugänglich.

Über die letzten Tage von Else und Lambert Leopold in Hamburg berichtete Elisabeth Flügge in Briefen an ihre Tochter Maria. Leopolds wohnten zu der Zeit bereits in der Hansastraße 65 bei Michaeli. Auch Elisabeth Flügge erwähnte Lambert Leopolds Gedichte und schrieb in einem Brief vom 24.10.1941:

„Mitten in der Nacht fiel bei Else ein noch voller Schrank um, – alles kaputt, – Else verlor fast die Nerven! Lambert war völlig ruhig, – aber er saß am Schreibtisch u. ordnete alte Briefe, – fand Bilder, las Gedichte, – er ist ja kein Richter, sondern ein Dichter!“

Anfang August 2006 kamen Arielah Press und Michael Knight, die Enkelkinder von Else und Lambert Leopold, aus den USA zu einem Besuch nach Hamburg, um an einer kleinen Feierstunde zur Einweihung der zehn „Stolpersteine“ vor dem Ziviljustizgebäude teilzunehmen. Ein besonderes und tief bewegendes Erlebnis für die Geschwister war ein Besuch in der früheren Wohnung ihrer Großeltern in der Isestraße 45.

Quellen: 1; 4; StaH, Personalakte Justizverwaltung, A 1212; USHMM, RG 15.083, M 300/142-143; Fritz Neubauer, E-Mail November 2009; Elisabeth Flügge, Briefe an ihre Tochter Maria, Oktober 1941 (Archiv Ursula Randt) Irmgard Pilz, Tonaufnahme (1934) und Abschrift von Lambert Leopolds Gedichten.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

Siehe auch:

<http://www.richterverein.de/download/download.htm>

(Gedichte von Lambert Leopold (Tonaufnahme und Texte) - Hamburgischer Richterverein)

## Oskar Rosenkranz,

geb. 1.3.1876 in Goslar, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 12.5.1942 in Chelmno ermordet

## Else Rosenkranz,

geb. Levy, geb. 1.6.1879 in Coppenbrügge bei Hameln, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 12.5.1942 in Chelmno ermordet

## Erna Rosenkranz,

geb. 20.10.1902 in Goslar, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 12.5.1942 in Chelmno ermordet

### Isestraße 54 (Verlegeort der Stolpersteine)

**Oskar Rosenkranz**, am 1. März 1876 in Goslar geboren, war der zweite Sohn von Bertha und Nathan Rosenkranz, sein Bruder Siegmund war fünf Jahre zuvor ebenfalls in Goslar zur Welt gekommen.

Die Familie lebte von dem Einkommen, das Nathan als Tuch- und Manufakturwarenhändler verdiente. Das gut gehende Geschäft ermöglichte ihm den Kauf zweier Häuser, 1881 das Haus Vititorwall 4 und 1884 das Eckhaus Schilderstraße/Bahnhofstraße. Innerhalb der Jüdischen Gemeinde kam er als Vorstand der Synagogengemeinde – ein Amt, das er von 1881 bis 1884 innehatte – zu Ansehen.

Als Nathan Rosenkranz 1908 starb, wurde sein Besitz unter den Söhnen aufgeteilt. Siegmund erhielt das Haus am Vititorwall, Oskar jenes in der Schilderstraße. Da Siegmund zu jenem Zeitpunkt bereits in Hamburg lebte, zog seine Mutter Bertha in das Haus ein und lebte dort bis zu ihrem Tod 1925. Oskar übernahm die Aufgabe, sich um die Geschäfte in Goslar zu kümmern.

Während der jüngere Bruder in seiner Heimatstadt blieb, heiratete Siegmund in Hamburg Nelly Angelina Isaacs, die Tochter eines britischen Konsuls. Mit ihr hatte er zwei Kinder, Walter, der Jurist wurde, und Katie, die einen Dänen heiratete.

Siegmund verstarb 1930, seine Frau und sein Sohn Walter holten Katie nach Hitlers Machtergreifung nach England, wo Walter seinen Beruf wechseln musste und nun als Kaufmann sein Geld verdiente, da ihm sein juristisches Wissen im Ausland wenig nützte.

In Goslar lebten Bertha und Oskar zusammen am Vititorwall. Über Bertha wird erzählt, sie habe ein sehr eigenwilliges



Haus der Familie Rosenkranz in Goslar  
Privat

#### Stadtteil Harvestehude

„Stolpersteine in der Hamburger Isestraße. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 49ff.

Autorin:  
Eva Decker

Wesen gehabt. Der damalige Stadtwundarzt Dr. Nieper sagte von ihr als einer langjährigen Patientin: „[...] sie bestehe nur noch aus Haut und Haaren, die sie auf den Zähnen habe [...]. Neben dieser dominanten Mutter wird es dem Sohn nicht leicht gefallen sein.“ Ihren Nachbarn erschien sie als alte Frau, die mit ihrem schwarzen Spitzenhäubchen die meiste Zeit am Fenster verbrachte und nur selten außerhalb des Hauses zu sehen war. Oskar blieb allerdings auch nach seiner Heirat mit Else Levy aus Copenbrügge, dem Heimatort Berthas, bei der Mutter und das frisch vermählte Paar gründete seinen Hausstand im Hause Vititorwall 4.

Else stammte aus einer wohlhabenden Familie, die seit den 1870er Jahren in Copenbrügge ansässig war. Vater Arnold war von 1901 bis 1909 Vorsteher der dortigen Jüdischen Gemeinde, betrieb ein florierendes Manufakturgeschäft und war Inhaber einer Fassholzfabrik. Nach seinem Tod 1911 übernahmen die Söhne Oskar und William sowie Schwiegertochter Selma den Betrieb, mussten ihn aber in den zwanziger Jahren wegen finanzieller Schwierigkeiten aufgeben.

Am 20. Oktober 1902 kam Elses und Oskars einzige Tochter Erna in Goslar zur Welt. Über sie erzählt eine ehemalige Nachbarin: „Da wir gern mit Nachbarkindern auf der Straße spielten, holten wir auch hin und wieder Erna [...] dazu. Als aber Marta K., die uns gegenüber wohnte, in unseren Kreis treten wollte, sagte sie zu Erna: ‚Nein, mit Dir spiele ich nicht, Ihr habt ja unsern Herrn Jesus ans Kreuz geschlagen.‘ – Darauf sagte Klein-Erna, die einen Sprachfehler hatte und stotterte, besonders bei Aufregung: ‚iiiiich bbinns nnnich gewesen, meine Eltern auch nicht, ddann muss es unsere Oooltsche gewesen sein.‘“ Mit „Oltsche“ war Großmutter Bertha gemeint.

Die Familie lebte zunächst von den Einnahmen des Geschäfts, das Oskar nach dem Tod des Vaters weiterführte, später traten die Tätigkeit als Handelsvertreter und die Vermietung von Immobilien als zusätzliche Geldquellen hinzu. Einer seiner ehemaligen Mieter berichtete über ihn: „Oskar Rosenkranz war mein Hauswirt. 1932 führte ich mit meinem Vater zusammen Mietverhandlungen mit ihm, um den Laden des Fotohändlers Matt anzumieten. [...] Damals war es für mich schwer, fast mittellos eine Fotohandlung zu beginnen, [...]. Herr Rosenkranz nannte zunächst als Miete eine Summe, die wir nicht zahlen konnten. Und da lernte ich einen korrekten, zuvorkommenden Geschäftsmann kennen. Er sagte, als wir den Preis als zu hoch nannten, ich gehe 50 Prozent herunter in meinem Preis. Dann können Sie wenigstens einmal beginnen. Wenn das Geschäft später floriert, können wir ja über einen neuen Mietpreis verhandeln.‘ – Herr Rosenkranz hat den Mietpreis niemals erhöht.“



Harzausflug der Familie Rosenkranz, ca. 1929

Privat

Die Beschreibung einer Nachbarin von Oskar Rosenkranz lässt vermuten, dass er von eher zurückhaltendem Charakter war und nur wenige soziale Kontakte pflegte: „Er war klein, etwa 1,60 groß, trug eine Brille und war im Auftreten sehr bescheiden. Ich sah, dass er eine Art Buckel hatte, einen verwachsenen Rücken. Man sah ihm den Kummer über diese ständige Behinderung direkt an; man wurde dadurch nicht gerade ermuntert, Kontakte zu pflegen. Er ‚schob‘ sich seitlich dahin, immer etwas schwer gehend.“

Nach Hitlers Machtübernahme wurde auch in Goslar das Klima für die jüdischen Mitbürger rauer. Die Boykottaktionen gegen jüdische Geschäfte und die Aufforderung, die Bevölkerung solle jüdische Handelsvertreter meiden, brachte die Familie Rosenkranz in finanzielle Schwierigkeiten. Im Zuge der Pogromnacht am 9. November 1938 kam es auch in Goslar zu Massenverhaftungen von Juden, von denen auch Oskar Rosenkranz betroffen war. Er wurde ins KZ Sachsenhausen eingeliefert, wo er als Häftling Nr. 010888 die Zeit bis zu seiner Entlassung am 23. November 1938 im Block Nr. 16 verbrachte.

1939 beschloss die Familie, Goslar zu verlassen und nach Hamburg zu gehen, das anonym war und wo zudem verwandtschaftliche Beziehungen auf eine Möglichkeit, nach England auszuwandern, hoffen ließen. In Hamburg bezogen Oskar und Else gemeinsam mit der Tochter Erna eine Wohnung in der Isestraße 54.

Das Familienvermögen war durch den Verlust des Geschäftes und die erzwungene Aufgabe der Tätigkeit als Handelsvertreter stark geschrumpft. Neben einem Kapital von 2400 RM existierte als einzige Einnahmequelle das Einkommen von monatlich 319 RM aus dem Goslaer Grundstück.

Wohl in der Hoffnung auf eine baldige Emigration, beschloss Oskar auf dieses regelmäßige Einkommen zu verzichten und das Haus in Goslar zu verkaufen, wobei ihn sein Neffe Walter mit seinen juristischen Fähigkeiten unterstützte. Obwohl sie ohnehin von einem Verlustgeschäft ausgingen, scheiterte der Verkauf doch noch, weil der einzige Interessent kurz vor Vertragsabschluss absprang. Auch die Hoffnung auf Auswanderung zerbrach sich.

Gezwungenermaßen harrten Oskar, Else und Erna aus, bis sie auf die Deportationsliste für den Transport nach Lodz gesetzt wurden, wobei ihre Namen auf einer Ergänzungsliste standen, die 200 Namen enthielt, um eventuelle „Ausfälle“ auszugleichen. Als Nr. 910, 911 und 912 wurde die Familie am 25. Oktober 1941 mit weiteren 1034 Personen deportiert. Im Getto Lodz lebten sie gemeinsam im Haus Kranichweg 13, bis sie im Vernichtungslager Chelmno am 12. Mai 1942 ermordet wurden.

Das Haus der Familie Rosenkranz in der Goslarer Schilderstraße existiert heute nicht mehr, da es in den fünfziger Jahren durch einen Neubau ersetzt wurde. Eigentümer war nach wie vor ein Rosenkranz, da der Besitz nicht „arisiert“, sondern von der Stadt treuhänderisch verwaltet wurde, sodass der in England lebende Neffe Oskars, Walter, es erbte.

1956 besuchte Walter Goslar und nahm an einer Verhandlung über den geplanten Abriss teil. Ein damals ebenfalls teilnehmender Beamter des Bauamts berichtete: „Herr Roxton (früher Rosenkranz), der sonst ein stiller Teilnehmer an der Besprechung war [...], äußerte sich bei dieser Gelegenheit, dass für den Fall eines Neubaus das Haus ‚Güldensternhaus‘ heißen solle. Er wünschte dies in Erinnerung an die Bewohner, die in der

Nazizeit den gelben Judenstern tragen mussten.“ Um diesem Wunsch zu entsprechen, wurde am neu errichteten Geschäftshaus ein Hausschild mit zwei kleinen Sternchen angebracht.

Quellen: 1; 2; 4; 8; StaH, 552-1 Jüd. Gemeinden, 992 e 2, Bd. 1; StaH, 732-5 Adressbücher LS 19629/126; Archiv Sachsenhausen, Anweisung der Politischen Abteilung in Oranienburg. Sign. D 1 A/1015, Bl. 056; Hans Donald Cramer, Das Schicksal der Goslarer Juden 1933–45. Eine Dokumentation, Goslar 1986; Bernhard Gelderblom, Die jüdische Gemeinde Coppenbrügge, in: Bernhard Gelderblom: Hamelns Geschichte – abseits vom Rattenfänger, [www.gelderblom-hamelnde.de](http://www.gelderblom-hamelnde.de).

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Alfriede Wagener,

geb. Grübel, geb. 3.5.1880 in Hamburg, am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, im Mai 1942 in Chelmno ermordet

## Kurt Wagener,

geb. 23.6.1903 in Hamburg, 1938 Haft im KZ Fuhlsbüttel, am 29.12.1938 Tod im Konzentrationslager Sachsenhausen

### Isestraße 11 (Verlegeort der Stolpersteine)

**Kurt Wagener** kam 1903 als einziges Kind des Ehepaares Alfriede und Henri Hirsch Wagener zur Welt. Die Familie lebte von 1913 bis mindestens 1932 in der Isestraße 11. Kurt Wagener war an der Firma „Ascher & Schubert Nachfl.“ beteiligt. 1925 zog er nach Berlin, muss aber nach Hamburg zurückgekehrt sein, denn hier wurde er während des Novemberpogroms 1938 im Konzentrationslager Fuhlsbüttel inhaftiert und dann – wie alle in Hamburg Verhafteten – ins Konzentrationslager Sachsenhausen überführt. Dort kam er am 29. Dezember desselben Jahres ums Leben. Wir können nicht sagen, ob er ermordet wurde oder den Haftbedingungen gesundheitlich nicht gewachsen war. Im Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen ist lediglich das Todesdatum ohne nähere Angaben verzeichnet.

Keine zwei Wochen nach ihm starb sein Vater, knapp 66-jährig. Vielleicht wohnte die Familie zu der Zeit schon am Grindelberg, oder Alfriede Wagener musste allein dorthin umziehen und dann noch ein zweites Mal zur Untermiete in die Hansastraße, bevor sie am 25. Oktober 1941 nach Lodz deportiert wurde. Bis dahin war sie bei der „Beratungsstelle für Jüdische Wirtschaftshilfe“ beschäftigt.

Sie teilte das Schicksal von 1034 Hamburgern, die am selben Tag den Zug nach Osten besteigen mussten. Sie alle waren in keiner Weise auf das vorbereitet, was sie erwartete: Massenunterkünfte mit eilig zusammengezimmerten zweistöckigen Holzpritschen. Erst nach und nach konnten sie in „Wohnungen“ umziehen, die aber auch nur eine karge Unterkunft boten. Es herrschte Eiseskälte, kurz nach ihrer Ankunft fiel das Thermometer auf minus 8 Grad Celsius. Brennmaterial musste auf dem Rücken herbeigetragen werden.

Wer noch etwas Geld besaß, konnte sich vielleicht sogar einen Träger leisten. Dann wurden sie zur Arbeit eingeteilt.

Zwischen dem 18. Oktober und dem 4. November trafen 20 000 „Westjuden“ aus dem „Reich“, aus Luxemburg, Österreich, Böhmen und Mähren in Lodz ein. Unter ihnen 100 Ärzte, Zahnärzte und Krankenpflegepersonal, die als erste Arbeit fanden. Ebenfalls gesucht waren qualifizierte Handwerker, denn das Getto unterhielt sich durch Arbeit in Hand-

#### Stadtteil Harvestehude

„Stolpersteine in der Hamburger Isestraße. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 85 ff.

Autorin:  
Christa Fladhammer

werksbetrieben und kleinen Fabriken. Wer zu alt oder geschwächt war, bemühte sich vergeblich um Arbeit. So erging es Alfriede Wagener. Ein halbes Jahr später, als wieder eine Deportation bevorstand, schrieb sie an das „Amt für Aussiedelung“ in Lodz:

„Hiermit erlaube ich mir die Bitte von der Evakuierung zurückgestellt zu werden. Ich leide seit letzten Winter an Frost an Händen und Füßen, und habe offene Wunden, mit denen ich jetzt im Spital Hanseatenstrasse in Behandlung bin. Es ist für mich ausgeschlossen, längere Wege zu gehen, sodass ich befürchten muss, die Strapazen der Evakuierung nicht auszuhalten. Gleichfalls möchte ich bemerken, dass mein Sohn im Konzentrationslager gestorben ist, und ich 8 Tage darauf meinen Mann auch verloren habe, sodass ich ganz alleine stehe. Seit ich hier bin, bemühe ich mich um Arbeit, habe aber durch mein Alter keine bekommen, ich bin 62 Jahre alt. Ich bin perfekte Schneiderin, und glaube bestimmt dasselbe leisten zu können, was Jüngere leisten.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich keine Fehlbitte tue.

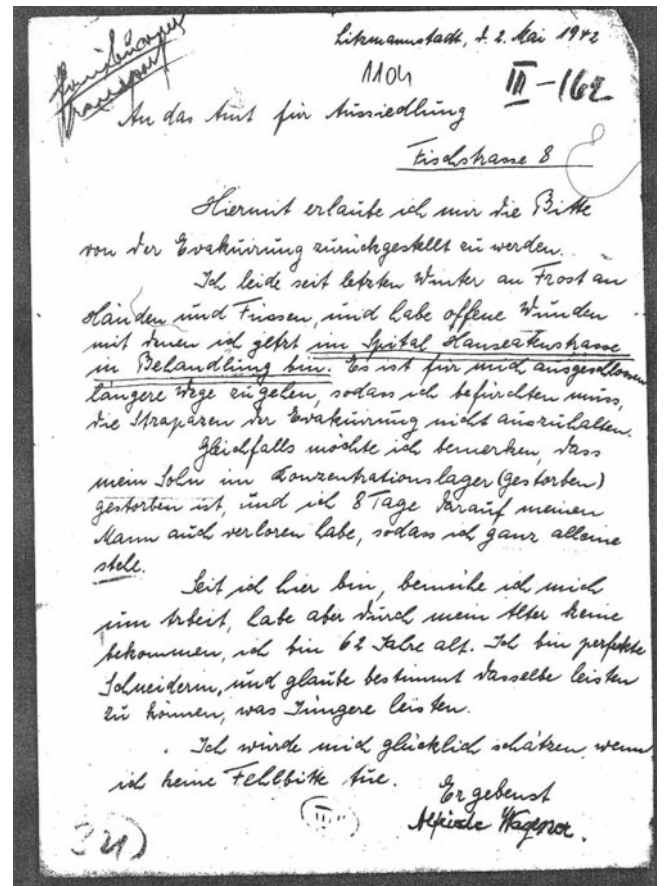
Ergebenst

Alfriede Wagener“

Ihre Bitte wurde abgelehnt. Alfriede Wagener hatte den Brief am 2. Mai geschrieben. Seit Ende April kursierten Gerüchte über eine „Aussiedelung“ in ein anderes Arbeitsgetto, vielleicht nach Frankreich oder Bessarabien. Der erste Zug fuhr am 2. Mai 1942. Die Angst steigerte sich, als die Bewohner erfuhren, dass den „Ausgesiedelten“ am Bahnhof ihr gesamtes Gepäck, das ohnehin schon sehr knapp bemessen war, abgenommen wurde. Vom 4. bis zum 15. Mai rollten 12 Züge mit insgesamt 10993 „Fahrgästen“, für die ein Fahrpreis von 2,95 RM entrichtet werden musste, in Richtung Chelmno in den Gastod. In einem davon saß Alfriede Wagener.

Quellen: 1; Auskunft Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen vom 29.9.2009, Signatur in Archiv Sachsenhausen D 1 A/1020, Bl.556; USHMM, RG 15.083, M 300/1104-1104a; Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt, Hrsg. Sascha Feuchert u. a., Göttingen 2007, Bd. 1941, S. 268ff.; Bd. 1942, S. 142ff., S. 160f.; Andreas Engwert, Susanne Kill, Sonderzüge in den Tod: Die Deportationen der Deutschen Reichsbahn, Köln 2009, S. 95.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



Alfriede Wagener, „Letzter Brief aus Lodz“

USHMM

## Martha Ehrenbaum,

geb. 6.2.1885 in Tessin, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 10.9.1942 in Kulmhof (Chelmno)

**Paulinenstraße 16** (Verlegeort des Stolpersteins)

**Martha Ehrenbaum** wurde am 6. Februar 1885 als Tochter von Adalbert und Ida Ehrenbaum, geb. Scholl, in Tessin bei Rostock geboren. Über ihr Leben haben wir nur wenige Angaben gefunden. Letztendlich liefert lediglich die Steuerkarte, die die Jüdische Gemeinde 1940 für sie anlegte, ein paar Eckdaten. Dort wurde sie als „Verkäuferin“ geführt, wobei sie augenscheinlich keine eigenen Einkünfte erzielte und dementsprechend keine Gemeindesteuer zahlte. Sie war ledig und kinderlos und wohnte spätestens seit Mai 1939, als anlässlich der Volkszählung die Wohnadressen erfasst wurden, in der Paulinenstraße 16 im dritten Stock bei Harry Arronge.

Nach Angaben der Volkszählung von 1939 war Martha Ehrenbaum „Volljüdin“, auf der Steuerkarte wurde „ev.“ notiert. Wann sie zum christlichen Glauben konvertierte, ist unbekannt. Für den Transport nach Lodz, der am 25. Oktober Hamburg verlassen sollte, meldete sie sich nach Angaben auf der Transport-

liste „freiwillig“. Ihre Beweggründe für diesen Schritt sind nicht erkennbar. Martha Ehrenbaum lebte noch fast ein Jahr im Getto „Litzmannstadt“, bis sie am 10. September 1942 in das etwa 70 km entfernte Vernichtungslager Kulmhof (Chelmno) gebracht und ermordet wurde. In dieses Lager wurden allein im September 1942 15 685 Personen deportiert.

### Stadtteil St. Pauli

„Stolpersteine in Hamburg-St. Pauli. Biographische Spurensuche“, 2009, S. 77 ff.

Autorin:  
Gunhild Ohl-Hinz

Ehrenbaum, Martha		geboren 6. 2. 85	in Tessin	30416
ev.		eingetret.	A	SV. TV. NDS.
Firma und Branche		Geschäfts-Adresse	Wohnung	Finanzamt u. Steuernummer
Verkaufsw.			Paulinenstr. 16 III	
ev.			h. Arronge	
Eltern:	Adalbert Ehrenbaum	Jahr	Vermählung	Gestorben bis
	Ida geb. Scholl	1840	0	10
Ehefrau:		1840	0	10
geb.				
Kinder:				
1.	geb.	1924		
2.		1840	0	10
3.				
4.				
5.		183		10
6.				
7.				
8.				
9.		183		10
ausgeschieden den		15. 10. 41		

Kultussteuerkarte Martha Ehrenbaum

StaHH

Quellen: 1; 2; 4; 8; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992 e 1 Band 1; Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik, 1942, 2007, S. 741 (Anm. 49).

Hier abweichend: (2) Bundesarchiv Berlin, R 1509 Reichssippenamt, Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17. Mai 1939.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.



## **Benno Hauptmann,**

geb. 17.8.1917 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, deportiert am 10.5.1942 nach Kulmhof (Chelmno), dort ermordet

## **Rieckchen (Rickchen, Riekchen, Jenny, Fanny) Hauptmann,**

geb. Bloch (Blach), geb. 26.9.1883 (25.9.1883) in Abterode, deportiert am 23.9.1940 aus der Heil- und Pflegeanstalt Langenhorn, ermordet am selben Tag in der Tötungsanstalt in Brandenburg a. d. Havel

## **Ruth Hauptmann,**

geb. 5.10.1915 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, dort gestorben am 13.7.1942

### **Bartelsstraße 30/Ecke Susannenstraße** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Benno und Ruth Hauptmann** waren leibliche Kinder von Rieckchen Hauptmann, der zweiten Ehefrau Fabian Hauptmanns. Sie hatten vier weitere Brüder, die fast 20 Jahre älter waren und sehr wahrscheinlich alle aus der ersten Ehe ihres Vaters mit Martha, geborene Salomon, stammten: Siegmund und Kurt überlebten den Nationalsozialismus – Kurt, in Mischehe verheiratet, leistete mehr als fünf Jahre Zwangsarbeit bei verschiedenen Firmen und wurde im Februar 1945 ins Getto Theresienstadt deportiert; Siegfried zog 1926 oder 1927 nach Berlin, wurde 1938 inhaftiert, ins Konzentrationslager Buchenwald verbracht und 1945 für tot erklärt; Rudolf fiel im Ersten Weltkrieg.

Rieckchen führte mit ihrem Mann Fabian, der aus Lissa in Posen stammte, ein Möbengeschäft in der Bartelsstraße 34/36, in dem sie neue und gebrauchte Möbel anboten. Auf einer Wählerliste der Jüdischen Gemeinde für das Jahr 1930 wird die Bartelsstraße 34 als Anschrift für Fabian, Jenny und Kurt genannt. Das Geschäft wurde Hauptmanns entzogen. Später wohnten Rieckchen und Fabian mit ihren Kindern Ruth und Benno in der Marthastraße 28/30. 1937 zogen sie in die heute nicht mehr existierende Schlachterstraße. Die Hausnummern 40/42, in denen Hauptmanns eine Wohnung mieteten, gehörten dem Marcus-Nordheim-Stift. Am 29. August 1938 kam Fabian einundsiebzigjährig in die Psychiatrische Klinik Friedrichsberg. Dort wurde eine Depression in Senium diagnostiziert. Am 6. Oktober

1938 wurde er mit einem Sammeltransport in die Staatsanstalt Langenhorn überstellt und verstarb dort elf Tage später.

Rieckchen kam ebenfalls 1938 in psychiatrische Behandlung in die „Landesirrenanstalt“ Ochsenzoll. Bei der Volkszählung im Mai 1939 wurde sie in Langenhorn, Zählbez.-Nr. 333, registriert. Die Registerkarte gibt außerdem einen Hinweis auf ihren Verbleib. Dort steht: „Deportationsziel Cholm = Chelm, 23.09.1940“. Wie heute bekannt ist, diente

Stadtteil **Sternschanze**

„Stolpersteine in Hamburg-St. Pauli. Biographische Spurensuche“, 2009, S. 108ff.

Autorin:  
Christiane Jungblut

die „Irrenanstalt Cholm, Post Lublin“, als Deckadresse für den angeblichen Bestimmungsort dieses und anderer Transporte in das ehemalige Zuchthaus Brandenburg, in dem alle Patientinnen und Patienten am Tag der Ankunft in Gaswagen ermordet wurden.

Die Historikerin Beate Meyer erklärt, wie die Verschleierung gelang: „Ein fiktives Standesamt beurkundete den Tod der Patienten, der den Angehörigen bzw. den Bezirksstellen der Reichsvereinigung oder den Jüdischen Gemeinde später schriftlich mitgeteilt wurde.“ Der Deportation und Ermordung der jüdischen Insassen psychiatrischer Kliniken Hamburgs ging eine Fragebogenaktion voraus, in der die leitenden Ärzte und Ärztinnen der Heil- und Pflegenanstalten mittels eines Rundlasses des Reichsinnenministeriums aufgefordert waren, neben Angaben zur Person der einzelnen Patientinnen und Patienten auch die „Diagnose“ und „Staatsangehörigkeit und Rasse“ zu erfassen und an das Reichsinnenministerium zurückzuschicken. Langenhorn diente ab Mitte 1940 als Sammelanstalt für jüdische Patienten und Patientinnen aus dem norddeutschen Raum. Von hier wurden am 23. September 1940 auf zentrale Anweisung aus Berlin 136 jüdische Patienten direkt in die Tötungsanstalt Brandenburg deportiert.

Ruth war gelernte Hausangestellte und arbeitete – so ist es auf ihrer Kultussteuerkarte vermerkt – als Kindermädchen. Im August 1933 zog sie nach Altona in die Bergstraße 125, wenige Monate später in die Bartelsstraße 30. Sie trat Ende Dezember 1933 in die Jüdische Gemeinde ein, wurde jedoch in den Jahren 1934 bis 1939 steuerlich nicht veranlagt. 1940 zahlte sie eine geringe Kultussteuer. Bis 1938 lebte sie wieder bei der Familie in der Marthastraße und in der Schlachterstraße. Als ihre Eltern in psychiatrische Kliniken eingeliefert wurden, zog sie in die Haynstraße 15

YAD VASHEM Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority P.O.B. 3477 Jerusalem, Israel		ד"ר י"ד גדות'בלאט A Page of Testimony	
<p>THE MARTYRS' AND HEROES' REMEMBRANCE LAW, 5713-1953 determines in article No. 2 that —</p> <p>The task of YAD VASHEM is to gather into the household material regarding all those members of the Jewish people who laid down their lives, who fought and rebelled against the Nazi enemy and his collaborators, and to perpetuate their memory and that of the communities, organizations, and institutions which were destroyed because they were Jewish.</p>		<p>דאס געזעצ צום אנדענק פון ארטום און גבורה — י"ד'רש"ט, תשי"ג 1953</p> <p>טעלעט קעסט און פארזארגא נומ 2:</p> <p>די אויפגאבע פון י"ד'רש"ט איז איינצולעגן אין היטלעך דעם אנדענק פון אלע יידן, וואס זענען געשאלד, האבן זיך מוסר נפש געגעבן, געקעמפט און זיך אנטקעגנגעשטעלט דעם נאצישן טראג און זיינע אויסשולערער, און זיי אליגען, די קהילות, די ארגאניזאציעס און אינסטיטוציעס, וועלכע זענען הויב געווארן צוליב זייער אגנעטעריקייט צום יידישן פאלק — טעלען א דענקמאל. (געזעצ-יד נומ 2, 1953, י"ד אלול תשי"ג, 28.8.1953)</p>	
1. פאמיליע-נאמען * <b>HAUPTMAN</b>		2. פארנאמען (פאמיליע-נאמען פאר דער חתונה) <b>RUTH</b>	
3. געבורטס-דאטע Date of birth <b>5/10/1915</b>		4. ארט פון געבורט (שטאט, לאנד) Place of birth <b>HAMBURG</b>	
5. נאמען פון פאטער Name of father <b>2.</b>		6. נאמען פון מוטער Name of mother <b>FANNY</b>	
7. נאמען פון מאן אדער פון פרוי און איר מיידלעך-פאמיליע Name of spouse (if a wife, add maiden name) <b>UNMARRIED</b>		8. בערופ Profession <b>UNMARRIED</b>	
9. סטאבליכער וואוינארט Place of residence before the war <b>HAMBURG</b>		10. וואוינערטער בעת דער מלחמה Places of residence during the war <b>SENT TO LITZMANNSTADT/LODZ</b>	
11. ארט, צייט און אומשטענדן פון טויט Circumstances of death (place, date, etc.) <b>13.7.42 at LODZ</b>		איר, דער אונטערזעצער I, the undersigned <b>BEATRICE BAUMAN</b> וואס וואוינט (פולער אדריסס) <b>412 Jones Rd. Englewood, N.J. U.S.</b> קרוינשאפט <b>FIRST COUSIN</b> herby declare that this testimony is correct to the best of my knowledge. דערקלער, דערמיט, אז די עדות וואס איך האב דא איבערגעגעבן, מיט אלע פרטים, איז א ריכטיקע לויט מיינ בעסטען וויסן. אונטערזעצער <b>Beatrice Bauman</b> ארט און דאטע <b>10/12/69</b>	
<p>...ונתתי להם בביתי ובחומותי יד ושם... אשר לא יכרת! "...even unto them will I give in mine house and within my walls a place and a name... that shall not be cut off." בישט אונטערזעצער יעדן נאמען פון אומגעקומענעס אריף א באזונדער בלאט. Please inscribe the name of each victim of the Holocaust on a separate form.</p>			

YAD VASHEM Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority P.O.B. 3477 Jerusalem, Israel		ד"ר י"ד גדות'בלאט A Page of Testimony	
<p>THE MARTYRS' AND HEROES' REMEMBRANCE LAW, 5713-1953 determines in article No. 2 that —</p> <p>The task of YAD VASHEM is to gather into the household material regarding all those members of the Jewish people who laid down their lives, who fought and rebelled against the Nazi enemy and his collaborators, and to perpetuate their memory and that of the communities, organizations, and institutions which were destroyed because they were Jewish.</p>		<p>דאס געזעצ צום אנדענק פון ארטום און גבורה — י"ד'רש"ט, תשי"ג 1953</p> <p>טעלעט קעסט און פארזארגא נומ 2:</p> <p>די אויפגאבע פון י"ד'רש"ט איז איינצולעגן אין היטלעך דעם אנדענק פון אלע יידן, וואס זענען געשאלד, האבן זיך מוסר נפש געגעבן, געקעמפט און זיך אנטקעגנגעשטעלט דעם נאצישן טראג און זיינע אויסשולערער, און זיי אליגען, די קהילות, די ארגאניזאציעס און אינסטיטוציעס, וועלכע זענען הויב געווארן צוליב זייער אגנעטעריקייט צום יידישן פאלק — טעלען א דענקמאל. (געזעצ-יד נומ 2, 1953, י"ד אלול תשי"ג, 28.8.1953)</p>	
1. פאמיליע-נאמען * <b>HAUPTMAN</b>		2. פארנאמען (פאמיליע-נאמען פאר דער חתונה) <b>BENNO</b>	
3. געבורטס-דאטע Date of birth <b>17. 08. 1917</b>		4. ארט פון געבורט (שטאט, לאנד) Place of birth <b>HAMBURG</b>	
5. נאמען פון פאטער Name of father <b>—</b>		6. נאמען פון מוטער Name of mother <b>FANNY</b>	
7. נאמען פון מאן אדער פון פרוי און איר מיידלעך-פאמיליע Name of spouse (if a wife, add maiden name) <b>UNMARRIED</b>		8. בערופ Profession <b>UNMARRIED</b>	
9. סטאבליכער וואוינארט Place of residence before the war <b>HAMBURG</b>		10. וואוינערטער בעת דער מלחמה Places of residence during the war <b>SENT TO LITZMANNSTADT/LODZ</b>	
11. ארט, צייט און אומשטענדן פון טויט Circumstances of death (place, date, etc.) <b>2.</b>		איר, דער אונטערזעצער I, the undersigned <b>BEATRICE BAUMAN</b> וואס וואוינט (פולער אדריסס) <b>412 Jones Rd. Englewood, N.J. U.S.</b> קרוינשאפט <b>COUSIN</b> herby declare that this testimony is correct to the best of my knowledge. דערקלער, דערמיט, אז די עדות וואס איך האב דא איבערגעגעבן, מיט אלע פרטים, איז א ריכטיקע לויט מיינ בעסטען וויסן. אונטערזעצער <b>Beatrice Bauman</b> ארט און דאטע <b>10/12/69</b>	
<p>...ונתתי להם בביתי ובחומותי יד ושם... אשר לא יכרת! "...even unto them will I give in mine house and within my walls a place and a name... that shall not be cut off." בישט אונטערזעצער יעדן נאמען פון אומגעקומענעס אריף א באזונדער בלאט. Please inscribe the name of each victim of the Holocaust on a separate form.</p>			

Gedenkblätter für Ruth und Benno Hauptmann  
Yad Vashem

zu Levy und weiter in das „Judenhaus“ in der Frickestraße 24, wo sie ebenfalls bei Levy wohnte. Sie arbeitete bis zu ihrer Deportation als Hausgehilfin.

In Lodz wohnte sie zunächst in der Rembrandtstraße 12, Wohnung 32, später in der Kreuzstraße 2a. Wenige Wochen nach der Ermordung ihres Bruders Benno starb auch Ruth. Die Chronisten des Gettos notierten für Montag, den 13. Juli 1942, 65 Sterbefälle und 4 Geburten.

Ruths Bruder Benno hatte die Talmud Tora Realschule besucht. Zeugnisse sind aus den Jahren 1924 bis 1932 erhalten. Er trat dem Jüdischen Religionsverband 1936 bei. In den folgenden Jahren hatte er geringe Einkünfte, für die er – außer 1937 – steuerlich nicht veranlagt wurde. Auch er verließ die elterliche Wohnung 1938. Er zog in die Klosterallee 33, in die Werderstraße 7 und in die Kaiser-Wilhelm-Straße 115. Er absolvierte eine kaufmännische Ausbildung bei Isaacsohn und Bühring, einem Im- und Exportgeschäft in der Kaiser-Wilhelm-Straße, die er im September 1939 abschloss. Noch im selben Jahr wechselte er seinen Wohnsitz an den Hegestieg 12, kurz darauf in den Grindelhof 95. Er arbeitete als kaufmännischer Angestellter bei der 1920 gegründeten Firma de Vivanco & Co. Für 1940 findet sich eine Bemerkung auf der Kultussteuerkarte: „Miete wird von der Fürsorge bezahlt. Arbeitet im Heim Rothenbaumchaussee gegen Verpflegung u. 10,- Taschengeld.“

Als seine Schwester Ruth den Deportationsbefehl ins Getto von Lodz erhielt, wohnte Benno in der Parkallee 12. Er meldete sich freiwillig für den Transport am 25. Oktober 1941. In Lodz war er in der Hausierergasse 1, Wohnung 11, untergebracht und arbeitete in der Bekleidungsfabrikation als Konfektionist. Das Getto „Litzmannstadt“ diente der SS als Produktionsgetto. Auch der Judenälteste Chaim Rumkowski hoffte, über Arbeitsleistung Lebenszeit erkaufen zu können. Die Produktion diente in erster Linie der Wehrmacht, zu einem Teil wurden die Produkte auch an Privatfirmen verkauft. Im Mai 1942 begann in Lodz die „Aussiedlung“ – d. h. die Ermordung – der westeuropäischen Juden.

Die Deportationskarten – im Gettojargon „Hochzeitskarten“ genannt – wurden seit Anfang Mai in erster Linie an Menschen verschickt, die nicht in Arbeit standen. Zwischen dem 4. und dem 15. Mai ermordeten die Nationalsozialisten mehr als 10 000 der Menschen, die im Herbst 1941 aus dem „Altreich“ in das jüdische Getto von Lodz „eingesiedelt“ worden waren, im Vernichtungslager Kulmhof/Chelmno in Gaswagen. Benno Hauptmann war einer von ihnen.

Quellen: 1; 2; 4; 5; 8; AB 1936, T. 1, 1938, T. 1; ITS/ARCH/Ghetto Litzmannstadt, Ordner 7, Seite 491; ITS/ARCH/Ghetto Litzmannstadt, Ordner 7, Seite 492; StaH 314-15 OFP, Abl. 1998/1, H 959; StaH 351-11 AfW, Abl. 2008/1, 291095 Hauptmann, Kurt; StaH 352-8/7 Staatskrankenanstalt Langenhorn, Abl. 2/1995, 25298; StaH 362-6/10 Talmud Tora Schule, TT 19; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992 e 1 Band 1; Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik, 1942, 2007, S. 7f., 142, 360; Löw, Litzmannstadt, 2006, S. 309; Meyer, unveröffentlichtes Dokument, 2008; Rüter/de Mildt, Justiz, <http://www1.jur.uva.nl/junsv/Excerpts/697002.htm> (17.2.2009); Wunder, Anstaltsfürsorge, in: Ebbinghaus/Linne (Hrsg.), Kein abgeschlossenes Kapitel, 1997, S. 400.

Hier abweichend: (2) Bundesarchiv Berlin, R 1509 Reichssippenamt, Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17. Mai 1939.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Lea (Lieschen) Norden,

geb. 31.5.1890 (oder 1898) in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, Todesdatum unbekannt

**Simon-von-Utrecht-Straße 4 (Eckernförderstraße 4)** (Verlegeort des Stolpersteins)

**In welchem Jahr** die jüdische Krankenschwester Lea Norden in Hamburg geboren wurde, lässt sich nicht eindeutig belegen. Während die Jüdische Gemeinde auf ihrer Steuerkarte und in der Wählerliste von 1930 als Geburtsdatum den 31. Mai 1890 verzeichnet, weist die Deportationsliste – und diesem Eintrag folgt auch das Hamburger Gedenkbuch – den 31. Mai 1898 aus. Sie war die Tochter der Eheleute Hermann und Emilie Esther Norden, geb. Levisohn, und hatte zwei Brüder. Der ältere Bruder Siegfried wurde 1892 in Berlin geboren, der jüngere Alfred 1897 in Hamburg.

Spätestens seit 1931 arbeitete Lea Norden als „Pflegerin“ und dann als Krankenschwester im Israelitischen Krankenhaus an der Simon-von-Utrecht-Straße und wohnte dort im Schwesternheim. Laut Volkszählung vom 17. Mai 1939 war „Schwester Lieschen“ in der Bogenstraße 15 gemeldet. Vermutlich hatte sie das jüdische Krankenhaus, in dem ab 1935 ausschließlich Juden und Jüdinnen behandelt werden durften, aufgrund von Patientenmangel verlassen müssen und betrieb nun private Krankenpflege. Als ledige Frau wohnte sie wahrscheinlich in den jeweiligen Haushalten, zumindest legt der häufige Adresswechsel in Eimsbüttel und Eppendorf diese Vermutung nahe. Seit 1938 bezog Lea Norden eine Pension vom Israelitischen Krankenhaus und wurde seitdem als „lohn- und gemeindesteuerfrei“ geführt.

Eppendorfer Baum 10 „bei Sage“ war die letzte Wohnadresse von Lea Norden. Von dort wurde sie, die auf der Transportliste als „Privatschwester“ vermerkt wurde, am 25. Oktober 1941 nach Lodz deportiert.

Die zweitgrößte Stadt Polens war am 11. April 1940 in „Litzmannstadt“ umbenannt und das in der Altstadt eingerichtete jüdische Getto Ende April 1940 hermetisch abgeriegelt worden. Dort lebten auf engstem Raum zusammengepfercht über 160 000 Juden. Der erste

Transport aus Hamburg mit 1063 Personen erreichte das Getto am 26. Oktober 1941. Nur vier Menschen aus diesem Transport erlebten das Ende des Krieges.

Wie lange Lea Norden trotz der schlechten Versorgungslage und den harten Arbeitsbedingungen im Lager ausgehalten hat, ist nicht bekannt. Ihr Bruder Alfred wurde am 12. Februar 1943 nach Auschwitz deportiert und ermordet. Über das Schicksal des Bruders Siegfried ist nichts bekannt,

Stadtteil **St. Pauli**

„Stolpersteine in Hamburg-St. Pauli. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 149f.

Autorin:  
Gunhild Ohl-Hinz

über die einschlägigen Gedenkbücher und über die Yad-Vashem-Datenbank ist er nicht zu ermitteln. Die Eltern waren bereits Mitte der 1930er Jahre gestorben.

Nachtrag: Ein inzwischen aufgetauchtes Dokument gibt Auskunft darüber, dass Lea Norden im Mai 1942 einen Antrag gegen die geplante „Aussiedlung“ gestellt hatte, der jedoch abgelehnt wurde. So ist davon auszugehen, dass sie am 6. oder 7. Mai 1942 nach Chelmno deportiert und ermordet wurde.



Lea Norden im Kreis ihrer Kolleginnen, hintere Reihe, 5. v. l.

StaHH

Quellen: 1; 2; 4; 5; 8; ITS/ARCH/Korrespondenz T/D – 779554; Gottwaldt/Schulle, „Judendeportationen“, 2005, S. 77.

Hier abweichend: (2) Bundesarchiv Berlin, R 1509 Reichssippenamt, Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17. Mai 1939.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## **Elsa Erika (Else) Rosenthal,**

geb. 30.3.1896 in Altona, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 10.5.1942 in Kulmhof (Chelmno)

## **Leopold Rosenthal,**

geb. 21.7.1891 (1892) in Altona, inhaftiert bis Dezember 1938 im Konzentrationslager Sachsenhausen, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 10.5.1942 in Kulmhof (Chelmno)

## **Lina Rosenthal,**

geb. 27.8.1880 in Altona, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 10.5.1942 in Kulmhof (Chelmno)

## **Rosa Rosenthal,**

geb. 5.3.1887 in Altona, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 10.5.1942 in Kulmhof (Chelmno)

### **Lerchenstraße 104 (Nachtigallenstraße 13)** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Jakob Moses** und Sophie Rosenthal, geborene von Halle, hatten mindestens sechs Kinder: Lina, Alfred, geboren am 10. Oktober 1882, Rosa, Paul, geboren am 26. Mai 1889, Leopold und Elsa. Spätestens 1913 war Sophie Rosenthal verwitwet. Sie wohnte im Erdgeschoss der Nachtigallenstraße 13. Dort hatte auch der 1931 verstorbene Großschlachter Siegfried Rosenthal seine Wohnung oder sein Geschäft. Von ihm ist nicht bekannt, in welchem Verwandtschaftsverhältnis er zu den Geschwistern Rosenthal stand. Alfred war im Adressbuch von 1913 für diese Anschrift mit der Berufsangabe Pferdekommision registriert. Der Pferdemarkler überlebte als alleiniger Erbe seiner Geschwister den Nationalsozialismus. Seine Ehefrau Dora gehörte der evangelischen Kirche an. Alfred wohnte später nicht mehr bei den Geschwistern Lina, Rosa, Leopold und Elsa in der Nachtigallenstraße. Er betrieb sein Geschäft in der damaligen Eckernförderstraße.

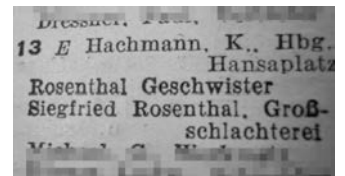
Leopold war Kaufmann und blieb wie seine drei Schwestern ledig. Spätestens ab 1923 wurde er bei der Jüdischen Gemeinde steuerlich veranlagt. Nach der Pogromnacht nahm ihn die Gestapo am 11. November 1938 in „Schutzhaft“ und lieferte ihn ins Konzentrationslager Sachsenhausen ein. Ende Dezember desselben Jahres wurde er mit 110 weiteren männlichen Juden – so weist es die „Liste der Judenentlassungen vom 23.12.38 nachm.“ nach – entlassen. Ein Vermerk auf der Kultussteuerkarte sagt, dass er ab dem 11. Mai 1939 im „freiwilligen Arbeitsdienst“ war. Zeitweise bezog er Unterstützung durch die Wohlfahrt. Ende Oktober 1939 zogen die Geschwister von der Nachtigallenstraße 13 in die Kleine Papagoyen-

#### Stadtteil **St. Pauli**

„Stolpersteine in Hamburg-St. Pauli. Biographische Spurensuche“, 2010, S. 161f.

Autorin:  
Gunhild Ohl-Hinz

straße 1 in Altona. In dieser Straße, die heute nicht mehr existiert, stand die Altonaer Synagoge. Rosenthals wohnten in einem jüdischen Wohnstift und späteren „Judenhaus“. Im Juli 1940 zog der Bruder Paul mit seiner zum Judentum konvertierten Ehefrau Elisabeth Ruth aus der gemeinsamen Wohnung in der Papagoyenstraße nach Berlin. In diesem Jahr verfügten weder Elsa noch Lina über ein Einkommen und die Bemerkungen auf den Kultussteuerkarteien beider sind identisch: „lebt im Haushalt der Geschwister“. Für alle anderen Jahre gibt es keinerlei



Einträge unter der Adresse Nachtigallenstraße 13 für die Geschwister und den Großschlachter Rosenthal  
Hamburger Adressbuch 1933

Einträge in den Karteikarten der beiden Frauen. Rosa war Näherin von Beruf. Sie erzielte lediglich im Veranlagungszeitraum 1933/34 ein Einkommen, für das sie zu einer geringen Zahlung an die Jüdische Gemeinde verpflichtet wurde. Diese notierte auf ihrer Karteikarte auch eine Geschäftsadresse in der Wilhelminenstraße 67 – heute Hein-Hoyer-Straße. Nach den Informationen, die den Transportlisten der Gestapo Hamburg zu entnehmen sind, war Leopold vor der Deportation als Gartenarbeiter tätig.

Aus der Kleinen Papagoyenstraße „soll der gesamte Haushalt 14 Tage nach der Evakuierung von der Gestapo abgeholt worden sein“, so der Bruder Alfred im Antrag auf Wiedergutmachung. Der Versteigerungserlös und die Einziehung weiteren Vermögens brachten der Oberfinanzkasse Hamburg knapp 1000 RM ein.

Nach der Ankunft im Getto Lodz arbeitete Leopold als Fabrikant, Rosa in der Wäschindustrie als Näherin. Else wurde als Arbeiterin gelistet – in welcher Branche, ist nicht dokumentiert. Auch im Getto waren die Geschwister zusammen untergebracht. Sie lebten in der Siegfriedstraße 2, Wohnung 18. Else, Lina, Rosa und Leopold wurden am 10. Mai 1942 „ausgesiedelt“. Was bedeutet das? In einer vom 4. bis zum 15. Mai dauernden Aktion erstickten die Nationalsozialisten mehr als 10 000 der Gettobewohner, die im Herbst 1941 in Lodz angekommen waren, im Vernichtungslager Kulmhof/Chelmno in Gaswagen. Im Gedenkbuch des Bundesarchivs steht, dass Lina Rosenthal am 12. Januar 1945 im Getto von Lodz starb. Zu diesem Zeitpunkt war das Getto bereits geräumt. Gottwaldt und Schulle schrieben über den Verbleib der Gettobewohner: „Die letzten in Litzmannstadt lebenden und arbeitenden deutschen Juden wurden bei der Räumung dieses Gettos im August 1944 nach Auschwitz gebracht. Sie wurden dort der ‚Selektion‘ unterworfen und teilweise noch auf andere Stätten der Zwangsarbeit in Außenlagern des KZ-Systems verteilt.“ Möglicherweise ist es Lina ge-

lungen, der Vernichtung in Chelmno zu entgehen. Offen bleibt dann, wo sie bis Januar 1945 gelebt hat.

Rosenthal	Elsa	30.3.97	-	Alt. Kl. Papagoyenstr. 1	B
Rosenthal	Lina	27.8.08	-	do	D
Rosenthal	Leopold	21.7.91	Gartenarbeiter	do	D
Rosenthal	Rosa	8.3.87	Näherin	do	D

Ausschnitt aus der Deportationsliste für den Transport nach Lodz am 25. Oktober 1941 ITS

Quellen: 1; 2; 4; 5; 8; ITS/ARCH/Ghetto Litzmannstadt, Ordner 9, Seite 1061; ITS/ARCH/Konzentrationslager Sachsenhausen, Ordner 105, S. 190f.; ITS/ARCH/Transportliste Gestapo Hamburg, Ordner 17 a, Seite 22; StaH 213-8 Staatsanwaltschaft Oberlandesgericht – Verwaltung, Abl. 2, 451 a E 1, 1 c; StaH 314-15 OFP, Abl. 1998/1, J 1/923/925/926/929; StaH 332-8 Meldewesen A51/1, K 2463, K 2514; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992 e 1 Band 1; Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik, 1942, 2007, S. 7; Gottwaldt/Schulle, „Juden deportationen“, 2005, S. 67. Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## **Josef Beith,**

geb. 24.6.1897, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, um den 10.5.42 nach Chelmno

## **Martha Beith,**

geb. Fränkel, geb. 29.6.1905, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, um den 10.5.42 nach Chelmno

## **Harald Beith,**

geb. 19.10.1927, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, um den 10.5.42 nach Chelmno

## **Günther Beith,**

geb. 14.6.1933, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, um den 10.5.42 nach Chelmno

## **Uri Beith,**

geb. 23.9.1938, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, um den 10.5.42 nach Chelmno

**Wandsbeker Marktstraße 20–22 (Hamburgerstraße 13)** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Das Foto**, aufgenommen in einer Atmosphäre zwischen Abschied und Aufbruch, zwischen Bangen und Hoffen, zeigt eine Hochzeitsgesellschaft im Herbst 1934 und gleichzeitig eine der letzten größeren Zusammenkünfte im Hause Beith. Das Familienporträt entstand im Wohn- und Esszimmer des Hauses Hamburgerstraße 13, zweiter Stock, anlässlich der Eheschließung der jüngsten Tochter Cora mit dem Mediziner Kurt Abraham. Acht Jahre später lebte von den 24 abgebildeten Personen, darunter drei Kinder, keine mehr in Deutschland. Von den Angehörigen der seit Generationen in Wandsbek ansässigen gutsituierten Familie wurden acht deportiert, sie kamen in Gettos zu Tode oder wurden in Vernichtungslagern ermordet. Den Übrigen gelang bis 1940 die Auswanderung in die USA. Erika Freundlich,



Hochzeitsgesellschaft im Hause Beith 1934



das Mädchen mit der Matrosenbluse und Nichte der Braut, gelangte 1938 mit einem Kindertransport nach England, nach Kriegsende übersiedelte sie in die USA.

Am rechten Bildrand sehen wir Josef Beith stehen, daneben seine Frau Martha, beide in Wandsbek geboren. Sein Vater war der aus Altona stammende Hausmakler (Benjamin Wolf) Benny Beith, der seit Jahrzehnten das Amt des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Wandsbek bekleidete. Seine Mutter Selma, geb. Auerbach, wurde ebenso in Wandsbek geboren wie schon ihre Mutter Dina, geb. Hirsch. Benny und Selma Beith gingen im Juni 1891 die Ehe ein (beide links neben der Braut sitzend). Die Eheleute hatten fünf Kinder, die Söhne Siegfried und Josef, die Töchter Irma, Else und Cora, alle zwischen 1894 und 1907 geboren.

Josef Beith war der Zweitjüngste. Er wohnte mit einer kurzen Unterbrechung vor dem Ersten Weltkrieg bis 1926 im Elternhaus, das Benny Beith seit 1914 gehörte. Einst hatte an dieser Stelle der Dichter Matthias Claudius gelebt, (s)ein alter Lindenbaum soll Mitte der 1930er Jahre noch im Garten gestanden haben. Zudem befand sich unter dieser Adresse der langjährige Sitz der Jüdischen Gemeinde, ebenso wurde von dort die Maklerfirma geführt, die Benny Beith seit 1905 in Wandsbek betrieb. Das Claudius-Haus war in drei Parteien aufgeteilt; die Familie Beith lebte im mittleren Teil. Im Erdgeschoss befand sich der Maklerbetrieb, die beiden oberen Stockwerke dienten dem Familienleben. Das heutige Gebäude trägt keinerlei historisch relevante Spuren mehr; eine Plakette erinnert an die Claudius-Zeit und die Stolpersteine verweisen auf die Familie Beith.

Josef Beith lebte ab 1912 zwei Jahre lang in Mainz, wurde als 18-Jähriger Kriegsteilnehmer und durch Kampfgas so schwer geschädigt, dass er nur noch bedingt arbeitsfähig war. Obwohl er sich als Hausmakler betätigte, bedurfte er der finanziellen Unterstützung durch seinen Vater. Anfang der 1920er Jahre amtierte er als Vorsitzender des neu gegründeten jüdischen Gemeindevereins von Wandsbek und Umgebung.

Da er beabsichtige zu heiraten, bezog er ab November 1926 eine Wohnung im Erdgeschoss der Jüthornstraße 1d.

Die Hochzeit mit der jüdischen Kaufmannstochter Martha Fränkel fand Anfang 1927 statt. Ihr Vater war der Schuhwarenhändler Jacob Fränkel, der mit seiner Familie in der Schillerstraße 2 wohnte (s. Kap. Fränkel). Ende desselben Jahres stellte sich Nachwuchs ein: Harald Beith wurde am 19. Oktober 1927 in Wandsbek geboren. Seine Cousine Erika Freundlich schilderte ihn als hübschen und sehr intelligenten Jungen, der jedoch an Atemproblemen infolge Asthmas gelitten habe. Um der wachsenden Familie ein angemesseneres Domizil zu bieten, zogen die Beiths 1929 in die Villa Bärenallee 16. Josef Beith hatte das

Haus der Familie Seligmann gekauft (s. Kap. Seligmann). Doch vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise konnte er nur einen Teil des Kaufpreises aufbringen, so dass der Verkauf zwei Jahre später rückgängig gemacht und Helene Seligmann als Eigentümerin im Grundbuch eingetragen wurde. Die Beiths zogen in die Von-der-Tann-Straße 7a. Josef Beith musste alles in allem eine krisenhafte Zeit durchlebt haben, wie sein Konflikt mit der Jüdischen Gemeinde Wandsbek ein Jahr später zeigte. Ende Dezember 1932 beschwerte er sich

#### Stadtteil **Marienthal**

„Stolpersteine in Hamburg-Wandsbek mit den Walddörfern. Biographische Spurensuche“, 2008, S. 27 ff.

Autorin:  
Astrid Louven

über Rabbiner Bamberger. Dieser soll ihn, während Beith einen religiösen Text in der Synagoge vortrug, falsch beurteilt und vor den Gottesdienstbesuchern lächerlich gemacht haben. In seinem Beschwerdebrief an den Gemeindevorstand ging Beith in seinen Anschuldigungen gegen den Rabbiner so weit; dass sie als beleidigend empfunden und vom Schriftführer der Gemeinde als unwahr zurückgewiesen wurden. Ohnehin war die Gemeinde auf Josef Beith nicht gut zu sprechen, hatte er doch Steuerschulden bei der Gemeinde, so dass er sich die Belehrung gefallen lassen musste: „Wer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, hat kein Recht, an der Führung der Gemeinde Kritik zu üben.“ Ein weiteres Eingehen auf Beiths Brief lehnte die Gemeinde ab und ließ durchblicken, dass sie nur mit Rücksicht auf seinen Vater, den langjährigen Gemeindevorsteher Benny Beith, von weiteren Maßnahmen Abstand nähme. Josef Beith, der sich ohnehin schon fühlte „wie ein Mensch, der am Boden lag“, dürfte es nach dieser Niederlage nicht besser gegangen sein.

Mit der Geburt des Sohnes Günther am 14. Juni 1933 (auf dem Foto links neben seiner Großmutter) wechselte die Familie wiederum die Wohnung und zog in die Lübeckerstraße 121, in die Nähe des Geschäftes der Schwiegereltern Fränkel. In den Folgejahren muss Josef Beith als Hausmakler tätig gewesen sein, denn sein Name und seine Adresse waren auf dem antisemitischen NS-Flugblatt verzeichnet – ebenso die Betriebe seines Vaters, Bruders und Schwiegervaters.

1934 folgte ein weiterer Umzug, in die Löwenstraße 10. Am 23. September 1938 wurde Uri, der dritte Sohn, in Wandsbek geboren. Erika Freundlich erinnert sich an zwei Begebenheiten anlässlich seiner Geburt: Die Eltern waren gesetzlich verpflichtet, einen Namen aus einer vorgegebenen Liste auszusuchen. Die darin aufgeführten Vornamen waren bei der jüdischen Bevölkerung jedoch kaum akzeptiert, zumal biblische Vornamen ausdrücklich ausgenommen waren, da sie auch von christlichen Familien häufig verwendet wurden. Zudem belastete ein zu dieser Zeit geborener jüdischer Säugling die Familie mit dem Stigma des Namens und konnte die ohnehin schwierige Situation bis hin zur Verzweiflung zuspitzen. Auch Uris Geburt wirkte sich auf die ohnehin fragile Familiensituation entsprechend aus – wie sich Erika Freundlich erinnerte: „I remember my mother and grandmother weeping because my aunt was having another child at such a terrible time.“ (Ich erinnere mich noch daran, dass meine Mutter und meine Großmutter weinten, weil meine Tante in dieser schrecklichen Zeit noch ein Kind bekommen hatte.) Wenige Wochen später sah die Familie keine Perspektive mehr für sich in Wandsbek. Nachdem jüdischen Hausmaklern zum Ende des Jahres die Berufsausübung untersagt worden war, zogen die Beiths Anfang 1939 ins Grindelviertel, Heinrich-Barth-Straße 11 III., ihre letzte Adresse vor der Deportation.

Das Hochzeitsfoto habe ich von einer früheren Hausangestellten erhalten. Als junge Frau arbeitete sie mehrere Jahre im Haushalt Hamburgerstraße 13. Sie erinnerte sich auch an eine Bespitzelung der Familie durch feindlich gesinnte Nachbarn. Möglicherweise steckten auch örtliche Ämter oder Parteiorgane dahinter, standen doch Juden generell im Verdacht ihre Auswanderung zu betreiben und Kapitalflucht zu begehen. Auswanderungsabsichten hegte Benny Beith offensichtlich noch nicht, denn noch in den 1930er Jahren hatte er das Haus komplett umbauen lassen und die Geschäftsräume von der Straßenseite in den hinteren oberen Gebäudeteil verlegt.

Nur wenige Jahre später konkretisierten sich die Auswanderungspläne einzelner Familienmitglieder. 1937 emigrierten die Eheleute Cora und Kurt Abraham, und im Oktober 1938 folgte Siegfried Beith (in der Bildmitte stehend), auch er einst im Krieg versehrt. Die noch in Wandsbek verbliebenen Eheleute Benny und Selma Beith sahen sich nach dem Novemberpogrom 1938 weiteren Schwierigkeiten ausgesetzt. Vermögen, Betrieb und Haus gerieten ins Visier der Devisenstelle, die ihnen mit einer Sicherungsanordnung die freie Verfügung am 19. November entzog. Die Firma S. & J. Hirsch, deren Inhaber Benny Beith war und die unter seinem Vorgänger Sally Hirsch seit etwa 1875 bestanden hatte, wurde durch notariellen Akt liquidiert.

Einige Monate später wechselte das Haus Hamburgerstraße 13 den Besitzer. Der neue Eigentümer, der Optiker Bruno Weser, wohnhaft in Wandsbek, Marienstraße 25, hatte den Kaufpreis auf Benny Beiths gesperrtes Konto einzuzahlen. Die Eheleute Beith konnten laut Verkaufsvertrag ihre Wohnung bis 30. September 1939 behalten, verließen Wandsbek jedoch schon am 7. September. Sie wohnten während der letzten Monate bis zur Auswanderung im April 1940 in der Werderstraße 43 beim Vermieter Neustadt. Ihr Umzugsgut lagerte bei der Spedition Keim, Kraut & Co.

Benny Beith war jahrelang der Ernährer seiner großen Familie gewesen und sorgte sich weiterhin um seine Angehörigen. Das Vermögen, das er in Deutschland würde zurücklassen müssen, hätte ausgereicht, seine bedürftigen Kinder und Enkelkinder zu versorgen, aber die Behörden hatten seine Konten gesperrt und ihn zum Verkauf seines Grundbesitzes gezwungen. Doch er versuchte bis zuletzt, seine Angehörigen zu unterstützen, solange er noch im Lande war.

So beantragte er knapp zwei Monate vor seiner Auswanderung für die Familie Josef Beith die Freigabe von 3600 RM, und zwar – wie er darlegte, „für meine Schwiegertochter Martha Sara Beith und deren 3 Kinder, 1 ½ – 12 Jahre alt, und den kriegsbeschädigten Ehemann Josef Israel Beith ... Die angeführten besitzen keinerlei Vermögen. Die RM 3.600,- sind ... auf Sparbuch bei einer Bank auf Namen der o.g. Martha S. Beith anzulegen und soll dieselbe berechtigt sein, ab 1. April 1940 an jedem Monatsersten RM 150,- abzuheben.“ Ähnlich verfuhr er mit seinem Enkel Rolf und seiner Tochter Else Salmon, deren Ehemann nur noch einen Arm hatte und lediglich eine Kriegsrente bezog. Beide Anträge wurden von der Devisenstelle am 19. März 1940 genehmigt.

Auch vom Ausland aus scheint Benny Beith alle (eingeschränkten) Möglichkeiten genutzt zu haben, die bedrängte Lage seiner einkommenslosen Angehörigen zu mildern. Anfang Oktober 1941 fragte die Commerzbank nämlich bei der Devisenstelle an, ob ein Betrag von 150 RM in monatlichen Raten von 25 RM vom gesperrten Konto des Benny Beith seinem Enkel Harald Beith gutgeschrieben werden könne. Die Transaktion der relativ kleinen Summe hatte zuvor noch von Martha Beith als Schenkung für ihren minderjährigen Sohn angenommen werden müssen.

Als die Devisenstelle am 11. November 1941 endlich die Genehmigung erteilte, befand sich die Familie schon 14 Tage im Getto Lodz. Bereits am 25. Oktober hatten sie den Deportationszug dorthin besteigen müssen. In der Hamburger Gestapo-Liste war Josef Beith als Arbeiter eingetragen, vermutlich ein Hinweis auf Zwangsarbeit. Die Lodzer Einwohn-

nerliste wies ihn dagegen, wie die meisten deutschen Neuankömmlinge, mit der alten Berufsbezeichnung aus – als Kaufmann. Die Adresse im Getto lautete Franzstraße 25 a, Wohnung 8. Die deutschen Juden waren bis Ende April 1942 von den Transporten in das Vernichtungslager Kulmhof (Chelmno) noch ausgenommen, zwischen dem 4. und dem 15. Mai 1942 standen jedoch fast ausschließlich ihre Namen auf den Transportlisten. Dass es in den sicheren Tod gehen würde, ahnten sie noch nicht. Nachdem sich unter den Betroffenen herumgesprachen hatte, dass eine Weiterdeportation in ein vielleicht noch schlimmeres Lager zu befürchten stand, richtete Josef Beith eine Eingabe an die Verwaltung des Gettos. Mit seinem Brief vom 8. Mai 1942 versuchte er sich und seine Familie von einer „Aussiedlung“ zurückstellen zu lassen. Als Begründung legte er eine Kopie über sein Verwundetenabzeichen vor, eine Auszeichnung aus dem Ersten Weltkrieg. Ferner führte er an, dass er seit dem 22. März 1942 als Fäkalienarbeiter beschäftigt sei, also eine wenig geschätzte, gleichwohl wichtige Tätigkeit ausübte. Das Gesuch überzeugte die Kommission, die dem Antrag stattgab und ihn mit dem Stempel „berücksichtigt“ versah. Dennoch wurde die gesamte Familie zwischen dem 9. und 11. Mai 1942 ins nahe gelegene Tötungslager Chelmno deportiert. Dokumente aus erst kürzlich zugänglichen Archivbeständen, wie das Gesuch von Josef Beith, belegen, dass anders als bisher angenommen, auch der dreijährige Uri noch lebte und Lodz in Richtung Chelmno verließ.

Wie anderen Deportierten auch wurde der fünfköpfigen Familie die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt.

Auch zwei Schwestern Josef Beiths wurden deportiert: Irma Freundlich und ihr Ehemann, der Apotheker Paul Freundlich, wurden 1942 nach Auschwitz verschleppt. Das Foto zeigt sie ganz links vorne. (Ihre Geschichte wird in der Broschüre über Hamburg-Eimsbüttel nachzulesen sein, die 2009 erscheint.) Else Salmon gelangte über das Getto Theresienstadt ebenfalls nach Auschwitz (neben ihrem Mann Emil rechts hinter dem Brautpaar stehend), ebenso wie deren Sohn Rolf (Bildmitte zwischen dem Rabbinerehepaar Bamberger).

Angehörige Martha Beiths wurden ebenfalls 1941 deportiert, ihre Mutter und ihr Bruder, Ida und Max Fränkel gelangten nach Riga (s. Kap. Fränkel).

Kommen wir noch einmal auf das Foto zurück: Es zeigt eine deutsch-jüdische Familie, kurz bevor sie durch die politischen Verhältnisse zerstört wurde. Weder Verdienste noch Opfer, die die Beiths wie andere Deutschen erbracht hatten – wie drei kriegsversehrte Weltkrieg-I-Teilnehmer, schützten sie. Als Juden stigmatisiert und ausgegrenzt, erlitten sie das Schicksal ihrer Glaubensgenossen. Sie waren gezwungen, ihr Land zu verlassen, einige gelangten ins sichere Ausland, andere fanden den Tod in Gettos oder Vernichtungslagern.

Quellen 1; 2 FVg 8021, R 1938/ 1386, F 115; StaH 522-1 Jüdische Gemeinden 992e2; ebd. 956 + 957; ebd. 932 a; STA 332-8 Meldewesen K 4386; AfW 250263, AfW 240697; 8; Grundbuchakte Wandsbek Bd. 2, Bl. 5 121/2533; 4; AB 1937 VI; Lodz Ghetto List [www.JewishGen.org/databases](http://www.JewishGen.org/databases); Erika Estis, geb. Freundlich, Briefe vom 5.8.1992 und 7.8.1992, E-Mails 2005-2007; RGBl. I, S. 835 Gesetz zur Änd. Gewerbeordnung vom 6.7.1938 [www.hansreip.de/Projekte](http://www.hansreip.de/Projekte) Die Nürnberger Gesetze in der Rechtsprechung des RG; Frank Bajohr, „Arisierung“, S. 154, 304; Hans-Dieter Loose, Wünsche, S. 58–80, hier: S. 77 in: Peter Freimark u.a. (Hrsg.) Juden; Astrid Louven, Juden, S. 34, 77, 134, 150, 201, 208–211; Lodz-Briefe von Hamburgern, Mail von Fritz Neubauer 13.1. und 25.1.2010.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## **Alice Gersztenzang,**

geb. Jacoby, geb. 26.7.1905 in Altona, deportiert am 25.10.1941 in das Getto Litzmannstadt/Lodz, dort gestorben am 23.5.1942

## **Chaim Szlama Gersztenzang,**

geb. 1.12.1898 in Warschau, deportiert am 25.10.1941 in das Getto Litzmannstadt/Lodz, weiterdeportiert am 12.9.1942 nach Chelmno/Kulmhof

## **Helga Anni Gersztenzang,**

geb. 12.4.1934 in Hamburg, deportiert am 25.10.1941 in das Getto Litzmannstadt/Lodz, weiterdeportiert am 12.9.1942 nach Chelmno/Kulmhof

### **Krochmannstraße 68** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Die Mutter** von Alice Gersztenzang, Anna Badura, wurde am 22.12.1878 in Ustron, Kreis Teschen (Oberschlesien), geboren. Sie war als Gesellschafterin tätig. Als ihre Tochter Alice am 26.7.1905 zur Welt kam, lebte sie in der Schumacherstraße 35 in Altona. Am 21. Oktober 1905 heiratete die evangelische Anna Badura den am 5.2.1880 in Berlin geborenen Kindsvater, den jüdischen Kaufmann und Buchhalter Alfred Jacoby. Die Familie lebte nun in der Herderstraße 19. Das Ehepaar Jacoby bekam noch drei Söhne: Ernst Jacob, geb. 26.12.1906, Gerd, geb. 20.10.1908, und Rolf, geb. 26.6.1912. Die Familie zog 1918 in die Grindelallee 5.

Der erblindete Vater Alfred Jacoby starb am 20. Juni 1929. Ernst Jacoby besuchte die höhere Handelsschule, bevor er in einem Bankgeschäft eine Lehre antrat. Später arbeitete er als Buchhalter und Vertreter. Er gehörte der Jüdischen Gemeinde nicht an. Gerd Jacoby wurde kaufmännischer Angestellter. Er und sein Bruder Rolf traten am 20. Juni 1934 in die Jüdische Gemeinde ein. Rolf Jacoby war bei Gebr. Robinsohn am Neuen Wall als kaufmännischer Angestellter tätig und später in anderen Firmen Betriebsprüfer und Buchhalter.

Alice Jacoby erlernte den Beruf der Stenotypistin und arbeitete als kaufmännische Angestellte. Ab dem 1. Januar 1927 war sie in der Finanzbehörde Hamburg am Gänsemarkt als Hilfskraft, ab dem 19. Oktober 1929 als Stenotypistin tätig. Am 21. Juli 1933

#### Stadtteil Winterhude

„Stolpersteine in Hamburg-Winterhude. Biographische Spurensuche“, 2008, S. 94ff.

Autorin:  
Maike Bruchmann

wurde ihr auf Basis des von der NS-Regierung erlassenen „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zum 31. August 1933 gekündigt, da ihr Vater jüdischer Herkunft war. Am 12.4. 1934 wurde Alices Tochter Helga Anni geboren.

Alice Jacoby heiratete am 15. Februar 1936 den am 1.12. 1898 in Warschau geborenen Rohproduktenhändler Chaim Slama Gersztenzang. Die Familie lebte noch bis ca. 1938 bei

Anna Jacoby in der Grindelallee 5, bis sie in die Krochmannstraße 68 zog. Die Brüder von Alice Gersztenzang wohnten mit ihrer Mutter weiterhin in der Grindelallee 5.

Ernst Jacoby war stellvertretender Lagerleiter im Freiwilligen Arbeitsdienst und versuchte nach eigenen Angaben, dem Ansehen der NSDAP zu schaden, in dem er schriftliche Eingaben über Vorkommnisse aus dem Lageralltag an das Arbeitsamt und die Presse gab. Ende Oktober 1938 wurde er in der Firma, dem Importgeschäft Egon Pokorny, verhaftet und kam in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Er wurde entlassen, als es seiner Schwester Alice gelang, für ihn ein Einreisevisum für den 14. März 1939 nach England zu erhalten. Im Immigration Office London traf er am 26. März 1939 ein und lebte in Flüchtlingslagern, bis er vom 11. Mai 1939 bis 3. Februar 1940 als ungelernter Arbeiter in der Landwirtschaft unterkam. Dann trat er in ein Pionier-Korps bei der nicht kämpfenden Truppe ein und heiratete am 6. Februar 1941 in England Celia Mary Croft, geb. Woodhouse. Ernst Jacoby blieb bis Anfang 1946 im Pionier-Korps. Am 9. September 1947 änderte er seinen Namen in Ernest James Croft. Er und seine Frau bekamen drei Kinder und blieben in Großbritannien.

Sein Bruder Gerd Jacoby erklärte am 28. Dezember 1939 gegenüber der Jüdischen Gemeinde seinen Austritt. Im Juli 1941 verlor er durch „Arisierung“ der Firma seinen Arbeitsplatz als Kontorist. Nun musste er „Fürsorgepflichtarbeiten“, z. B. Erdarbeiten auf Friedhöfen, leisten. Er wurde am 20. April 1942 in das „Judenhaus“ in der Bornstraße 22 eingewiesen. Am 15. Juli 1942 erfolgte die Deportation in das Getto Theresienstadt. Gerd Jacoby hat nicht überlebt, am 28. September 1944 wurde er in Auschwitz ermordet.

Am 28. März 1938 trat Rolf Jacoby aus der Jüdischen Gemeinde aus. Als „Halbjude“, der Mitglied in einer Jüdischen Gemeinde war, wurde er als „Geltungsjuden“ behandelt, auf den alle Vorschriften zutrafen, die für Juden galten. Seit dem Austritt aus der Jüdischen Gemeinde wurde er offensichtlich als „Mischling ersten Grades“ anerkannt und als solcher zur Wehrmacht eingezogen. Er diente vom 22. Februar bis 18. November 1940 in der Wehrmacht als Gefreiter bei der Geschütz-Kavallerie und wurde entlassen, als Hitler anordnete, dass „Mischlinge ersten Grades“ doch nicht als wehrwürdig gelten sollten. Auf Veranlassung der Gestapo musste Rolf Jacoby für das Aufräumungsamt vom 15. Mai 1944 bis Ende April 1945 schwere körperliche Zwangsarbeit, bis zu 11 Stunden pro Tag, leisten.

Alices Tochter Helga Anni Gersztenzang besuchte die jüdische Mädchenschule in der Karolinenstraße 35.

Am 25. Oktober 1941 wurden Helga Anni, Alice und Chaim Slama Gersztenzang in das Getto Litzmannstadt/Lodz deportiert. Ihr Vermögen und Hausrat wurden eingezogen, letzterer teilweise versteigert. Sie lebten im Getto in der Mühlengasse 30, Wohnung 9. Chaim Gersztenzang musste dort in der Metallindustrie arbeiten. Alice Gersztenzang starb in Lodz am 23. Mai 1942. Ihre achtjährige Tochter Helga Anni und Ehemann Chaim wurden von dort am 12. September 1942 weiter nach Chelmno/ Kulmhof deportiert und ermordet.

Familie Gersztenzang wurde amtlich auf den 8. Mai 1945 für tot erklärt.

Quellen: 1; 5; 8; AfW 221278; AfW 260705; AfW 261206; AfW 201008; AfW 260612; [www.jewishgen.org](http://www.jewishgen.org) (eingesehen am 15.08.2007); Standesamt Hamburg-Mitte, Schreiben vom 17.09.2007; [www.uni-hamburg.de/rz3a035//karolinenstrasse.html](http://www.uni-hamburg.de/rz3a035//karolinenstrasse.html) (eingesehen am 14.08.2007); Wilhelm Mosel, Wegweiser zu den ehemaligen Stätten jüdischen Lebens oder Leidens in Hamburg, Heft 1, Hamburg 1983, S. 87.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Lucian Luca,

geb. 30.6.1889 in Bukarest, deportiert am 25.10.1941 von Hamburg nach Lodz, am 10.6.1943 in Chelmo ermordet

## Else Luca,

geb. Dreyer, geb. 23.4.1894 in Bielefeld, deportiert am 25.10.1941 von Hamburg nach Lodz, Todesdatum unbekannt

## Rudolf Luca,

geb. 27.5.1919 in Bielefeld, deportiert am 25.10.1941 von Hamburg nach Lodz, Todesdatum unbekannt

### Sierichstraße 153 (Verlegeort der Stolpersteine)

**Die Eltern** von Lucian Luca waren Adolf Luca und seine Frau Luise, geb. Mandler. Wann Lucian Luca aus Rumänien nach Deutschland kam, wissen wir nicht. Die ersten Jahre nach seiner Heirat mit Else Dreyer wird er aber in deren Geburtsstadt Bielefeld verbracht haben, denn dort wurde der erste Sohn Rudolf geboren. Ein zweiter Sohn, Hans-Günther, kam am 19.7.1921 zur Welt. Von 1933 bis 1939 lebte die Familie in Hamburg-Eppendorf, in der Straße Rehhagen Nr. 7 (heute: Gustav-Leo-Straße).

Gemeinsam mit seiner Ehefrau betrieb Lucian Luca das Speditionsunternehmen S. Dreyer sen. Internationale Spedition und Autofernverkehr, gelegen am Oberwärderdamm 16/18. Die Firma muss in den frühen 1930er Jahren noch gute Erträge erwirtschaftet haben, denn es war den Eltern möglich, beide Söhne zur weiteren Ausbildung in die Schweiz zu schicken.

Der jüdischen Gemeinde hat sich Lucian Luca wohl erst ab 1936 zugewandt. In diesem Jahr zahlte er mit 1715 Reichsmark eine recht hohe Gemeindesteuer. In den darauffolgenden Jahren blieben die Beiträge im höheren dreistelligen Bereich, 1939/40 waren es nur noch 262 Reichsmark, 1941 wurde gar nichts mehr einbezahlt.

Im Mai 1938 verkaufte Lucian Luca, wohl unter dem Eindruck dauernder geschäftlicher Erschwernisse, das Unternehmen an die Spedition Bremer Warenverteilungs-Gesellschaft mbH. (Noch heute wird S. Dreyer sen. als Hamburger

#### Stadtteil Winterhude

„Stolpersteine in Hamburg-Winterhude. Biographische Spurensuche“, 2008, S. 152 ff.

Autorin  
Ulrike Sparr

Niederlassung dieser Firma geführt.) Die Käufer legten 1950 in einem Schreiben an das Hamburger Wiedergutmachungsamt dar, dass der größte Teil des Kaufpreises von 48 500 Reichsmark in bar ausgezahlt wurde, um Luca die freie Verfügung darüber zu erhalten. Der Hamburger Gauwirtschaftsberater musste auch diesem Verkauf, der noch vor der offiziellen Verfügung zur „Arisierung“ „jüdischer“ Unternehmen zustande





nach Lodz verschleppt. Lucian Luca wurde am 10. Juni 1943 im nahe gelegenen Chelmno mit Gas ermordet. Wann und unter welchen Umständen seine Frau und sein Sohn umkamen, ist nicht bekannt.

Quellen: 1; 4; 8; StaHH 314-15, Oberfinanzpräsident F 1570; StaHH 522-1 Jüd. Gemeinden, 992e2 Bd. 1; Archiv WgA LGHH, Z 1124; [http:// data.jewishgen. org/wconnect/ wc.dll?jg~jgsearch~model2~\[LODZGHETTO\]LODZGHETTO~&mPageStart=201](http://data.jewishgen.org/wconnect/wc.dll?jg~jgsearch~model2~[LODZGHETTO]LODZGHETTO~&mPageStart=201) (inges. 03.01.2008); Wilhelm Mosel, Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Stätten in Hamburg, Heft 2, Hamburg 1985, S. 70.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## **Dr. Leo Schneeroff,**

geb. 28.3.1894 in Bobruisk/Weissrussland, deportiert am 25.10.1941 ins Getto Lodz, dort zwischen dem 10. und 15.9.1942 im Hospital gestorben

## **Edith Schneeroff,**

geb. Sissle, geb. 16.3.1895 in Königsberg in Ostpreußen, deportiert am 25.10.1941 ins Getto Lodz, ermordet am 15.9.1942 in Chelmno

### **Sierichstraße 153** (Verlegeort der Stolpersteine)

**Leo Schneeroff** war der Sohn des jüdischen Ehepaares Josef Schneeroff und seiner Frau Noemi, geb. Rabinowitz. Er hatte zwei Geschwister: Maria, verheiratete Burg (geb. 17.7.1898) und Isaak (geb. 17.3.1902).

Seine Ehefrau Edith Schneeroff hatte zwei Geschwister: Bella, verheiratete Zernik, und Adolf Sissle. Ihre Mutter Marie Sissle lebte bis 1939 in Königsberg/Ostpreußen.

Leo Schneeroff praktizierte als Zahnarzt im Reeseberg 22 in Harburg. Er stand der zionistischen Bewegung nahe und war Sozialdemokrat. Gemeinsam mit seiner Frau wohnte er in der Grillparzerstraße (bis 1937: Göthestraße) Nr. 15 in Barmbek-Uhlenhorst zur Untermiete bei Hintze. Von 1937 bis 1939 lebte auch die Schwester seiner Frau, Bella Zernik, dort.

Im Januar 1939 wurde jüdischen Zahnärzten vom NS-Staat die Approbation aberkannt. Leo Schneeroff durfte nur noch jüdische Patienten behandeln. Er verlegte seine Praxis in die Haynstraße 5, in die Wohnung des ebenfalls jüdischen Ehepaares Holz. Schon vor dem Verlust der Approbation hatte er durch die staatlichen Boykottaufrufe gegen Juden unter Einkommenseinbußen gelitten. 1936 und 1938 musste er zwei Lebensversicherungen unter hohen Verlusten verkaufen. Dennoch gelang es ihm, seine seit 1932 arbeitslose Schwägerin Bella und die Schwiegermutter in Königsberg zu unterstützen.

Bereits 1938 plante Leo Schneeroff die Auswanderung nach Palästina. Er wollte seine gebrauchte Praxiseinrichtung mitnehmen. Warum er erst im November 1940 eine Umzugsliste beim Oberfinanzpräsidenten einreichte, ist nicht mehr nachvollziehbar. Gegen eine Gebühr von 40,50 RM prüfte ein Gerichtsvollzieher das Umzugsgut. Die Auswanderung scheiterte letztlich doch.

#### Stadtteil Winterhude

„Stolpersteine in Hamburg-Winterhude. Biographische Spurensuche“, 2008, S. 235ff.

Autorin:  
Ulrike Sparr

1941 wurden die Schneeroffs gezwungen, ihre Wohnung zu verlassen und in das Haus Sierichstraße 153 zu ziehen, eine kleine Villa, in der mehrere jüdische Familien und Einzelpersonen bis zu ihrer Deportation auf engem Raum zusammenlebten (s. a. Friedmann, Guttman, Mirabeau, Luca).

Am 25. Oktober 1941 mussten die Schneeroffs den Deportationszug nach Lodz besteigen. Leo Schneeroff starb am

10. oder 15. September 1942 im Hospital des Gettos Lodz. Edith Schneeroff ist am 15. September 1942 im nahegelegenen Vernichtungslager Chelmno mit Gas ermordet worden.

Bella Zernik und ihre Mutter Marie Sissle konnten noch im März 1939 nach Palästina auswandern.

Den Geschwistern von Leo Schneeroff, Maria Burg und Isaak Schneeroff, gelang ebenfalls die Flucht ins Ausland, in den 1950er Jahren lebten sie in Tel Aviv.

Quellen: 1; 8; AfW 280394, AfW 160395, AfW 301007; <http://data.jewishgen.org/wconnect/wc.dll?jg~jgsearch~model1~lodzghetto> (Lodz Ghetto List, einges. 12.9.2007); <http://data.jewishgen.org/wconnect/wc.dll?jg~jgsearch~model2~lodzghetto> (Lodz Ghetto Hospital Death Records, einges. 15.8.2007); Adressbuch für Harburg und Wilhelmsburg 1 und den Landkreis 1934, Harburg 1934; Einwohnerbuch für Harburg-Wilhelmsburg 1 und den Landkreis 1938, Harburg 1938.

Zur Nummerierung häufig genutzter Quellen siehe letzte Seite.

## Nummerierungen häufig genutzter Quellen

- 1 Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Judische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg
- 2 Staatsarchiv Hamburg, 314-15, Akten des Oberfinanzpräsidenten
- 3 Institut Theresienstädter Initiative/Nationalarchiv Prag, Judische Matriken, Todesfallanzeigen
- 4 Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995.
- 5 Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Bd. I–IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz, Koblenz 2006.
- 6 Wolfgang Scheffler/Diana Schulle (Hrsg.), Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, Bd. 1 und Bd. 2, München 2003.
- 7 Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt 1942–1945, Prag 2000.
- 8 Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: [www.yadvashem.org](http://www.yadvashem.org)
- 9 Bundesarchiv Berlin, R 1509 Reichssippenamt, Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17. Mai 1939.